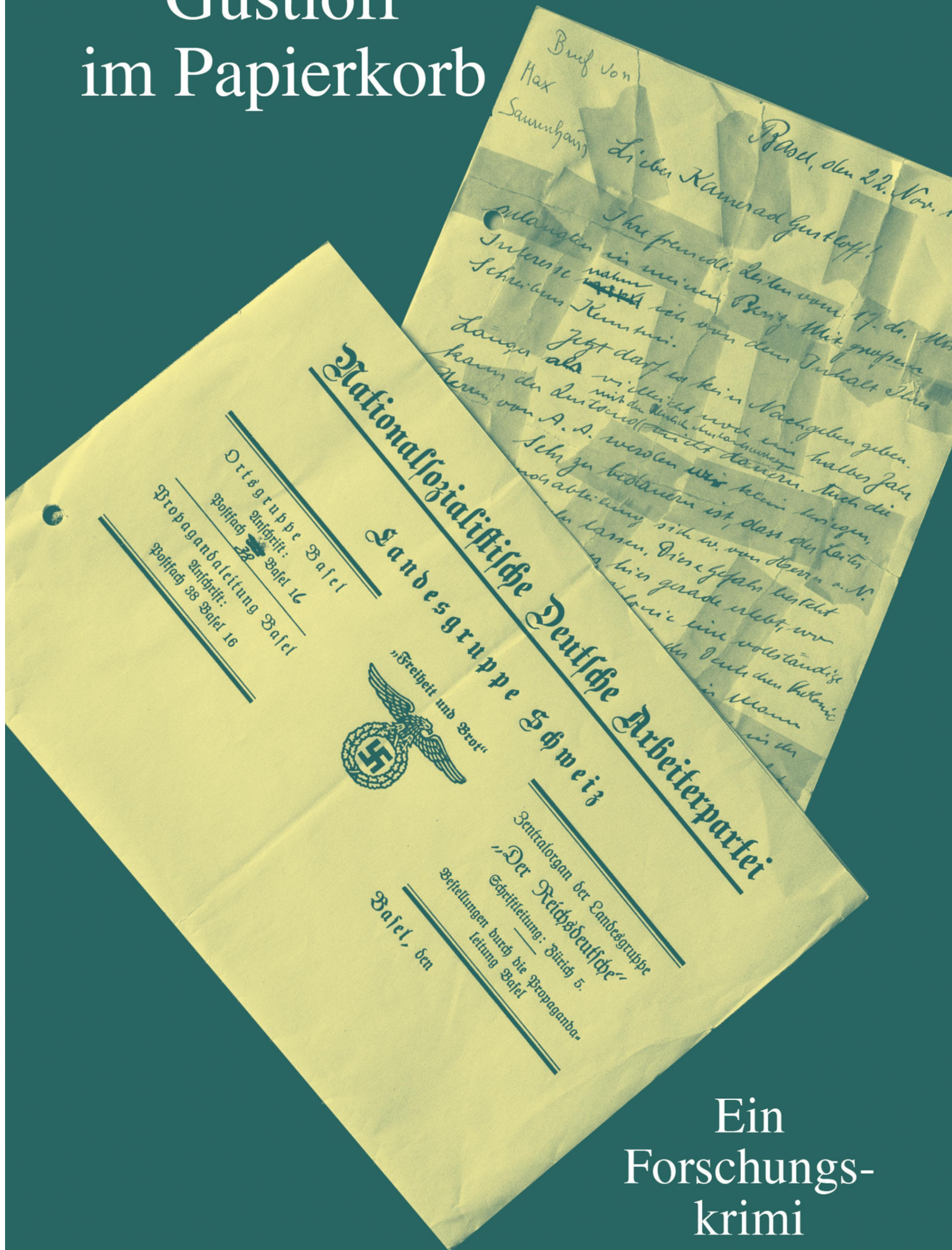


Gustloff im Papierkorb



Ein
Forschungs-
krimi

Guy P. Marchal

HIER UND JETZT

Guy Marchal

Gustloff im Papierkorb

«Bookwire»

Marchal G.

Gustloff im Papierkorb / G. Marchal — «Bookwire»,

„Mein Vater nahm mich zur Seite und überreichte mir feierlich mehrere gelbe Umschläge“, dies die Erinnerung des Autors an den Beginn seiner Recherchen zu diesem Buch. Es stellt sich heraus, dass es sich dabei um Überreste von partei internen Korrespondenzen der NSDAP handelte, die 1933 aus einem Papierkorb gefischt worden sind. Der Basler Historiker Guy P. Marchal begibt sich auf die Suche: Er stösst auf Informationen, welche die Nazivergangenheit des Geschäftspartners und Schwagers seines Vaters sowie dessen Verbindungen zu Wilhelm Gustloff, Leiter der NSDAP Landesgruppe Schweiz in Davos, bestätigen. Der Autor nimmt die Leserin, den Leser mit auf seine Nachforschungen und in die Archive. Das macht die Erzählung zu einem Forschungskrimi, der schliesslich aufdeckt, wie Nationalsozialisten es verstanden, sich nach dem Krieg reinzuwaschen. Guy P. Marchal gelingt es, seine persönliche Familiengeschichte mit dem Widerstand im Kleinen und den Machenschaften der Nationalsozialisten in der Schweiz zu verbinden.

© Marchal G.

© Bookwire

Содержание

Vorbemerkung	6
Zwei gelbe Kuverts	8
Drei Briefe aus Basel	12
Der Papierkorb	20
Geschichten schreiben	24
Schicksal	27
Seidenhandel	32
Конец ознакомительного фрагмента.	39

Gustloff im Papierkorb

Der Verlag Hier und Jetzt wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

Mit weiteren Beiträgen haben das Buchprojekt unterstützt:

Berta Hess-Cohn-Stiftung
Forschungskommission Universität Luzern

Dieses Buch ist nach den aktuellen Rechtschreibregeln verfasst. Quellenzitate werden jedoch in originaler Schreibweise wiedergegeben. Hinzufügungen sind in [eckigen Klammern] eingeschlossen, Auslassungen mit [...] gekennzeichnet.

Gestaltung und Satz: Simone Farner, Naima Schalcher, Zürich

Bildbearbeitung: Benjamin Roffler, Hier und Jetzt

Druck und Bindung: Beltz, Grafische Betriebe, Bad Langensalza

ISBN Druckausgabe 978-3-03919-498-8

ISBN E-Book 978-3-03919-961-7

E-Book-Herstellung und Auslieferung:

Brockhaus Commission, Kornwestheim

www.brocom.de

© 2019 Hier und Jetzt, Verlag für

Kultur und Geschichte GmbH, Baden, Schweiz

www.hierundjetzt.ch

Vorbemerkung

Als ich an jenem Frühlingstag auf die zwei gelben Kuverts stiess, als ich vorsichtig die wenigen Schriftstücke herauszog und zu lesen begann, als mich die Neugier packte, wusste ich nicht, wohin mich diese Neugier führen würde. Ich konnte nicht im Entferntesten ahnen, dass meine Recherchen mich einmal zum Finanzchef der NSDAP – dem Reichsschatzmeister –, zum «Mindener Bericht» über das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt, der in einem britischen Internierungslager entstanden ist, zu Himmlers Dienstkalender, zur Entnazifizierung in der Sowjetzone und schliesslich zum deutschen Wirtschaftswunder bringen würden.

Und doch: Am Anfang lagen, wie meistens, lediglich ein paar wenige alte Schriftstücke vor. Bis diese jedoch als aussagekräftige Quellen für ihre Zeit erkannt und in ihrer Bedeutung voll verstanden werden können, braucht es einen langen Weg, viele Schritte und manchmal einen langen Atem. Diesen Weg beschreibt das vorliegende Buch auf allgemein verständliche Art und Weise: meine Recherchen und Überlegungen, die Überraschungen, die ich dabei erlebte, und die Irrwege, denen ich bisweilen folgte. Es ist eine Geschichte darüber geworden, wie aus «Vergangenheit», die endgültig verschwunden ist, über einige zufällige Zeitzeugnisse «Geschichte» werden kann.

Das Buch ist also so entstanden, wie es im Folgenden berichtet wird. Wenn sich die grösste Überraschung in dem Moment einstellt, in dem ich das ursprüngliche Büchlein für abgeschlossen betrachte, wenn ich nochmals beginnen muss, die Geschichte in einem zweiten Teil andersherum zu erzählen, wenn ich mich in einem dritten Teil auf die Suche nach einem Geheimagenten mache, so ist das kein dramaturgischer Trick. Es ist so geschehen.

[Teil 1 Paul – Geheimnisse im Papierkorb \(1933\)](#)

[Zwei gelbe Kuverts](#)

[Drei Briefe aus Basel](#)

[Der Papierkorb](#)

[Geschichten schreiben](#)

[Schicksal](#)

[Seidenhandel](#)

[Schattenduell im Kontor](#)

[Weiterleben](#)

[Dicke Post aus Berlin](#)

[Fiktion und Faktizität](#)

[Zeit und Gerechtigkeit](#)

[Teil 2 Max – Die Geheimnisse des Staatsarchivs \(1945\)](#)

[Ein Archivar hilft weiter](#)

[«Zellwolle bedeutet Fortschritt»](#)

[Sich um Kopf und Kragen reden](#)

[Sich reinwaschen](#)

[Gustloff taucht wieder auf](#)

[Die Entscheidung](#)

[Teil 3 Rumpelstilzchen – Spurensuche im Internet \(2018\)](#)

[Fragen über Fragen](#)

[Recherchen](#)

[Geheimoperation «Recenia Basel»](#)

[Wirtschaftswunder](#)

[Farewell!](#)

[P.S.: Das letzte Geheimnis des Staatsarchivs](#)

[Dank](#)

[Die Quellen](#)

[Der Inhalt des Papierkorbs](#)

[Akten aus dem Bundesarchiv Berlin](#)

[Akten aus dem Staatsarchiv Basel](#)

[Anmerkungen](#)

[Bildnachweis](#)

Paul – Geheimnisse im Papierkorb (1933)

Zwei gelbe Kuverts

Dinge reisen durch die Zeit. Einige sind schon mehrere Menschengenerationen unterwegs, andere erst seit Kurzem.

Dinge transportieren Erinnerungen. Manche reisen offen und feierlich, und die Erinnerung gibt ihnen Bedeutung. Jenes Silberbesteck weist ein Monogramm auf, und die Namen der einstigen Besitzer sind in der Familientradition noch immer bekannt. Ein einfacher barocker Schrank voller Engelsköpfe und Ornamente, die zu versteckten Teufelsfratzen stilisiert sind, zeigt stolz das Datum 1688. Es lässt sich nur mehr ahnen, dass er wohl aus einer Sakristei stammen könnte. Wie er den Weg in eine Familie gefunden haben mag und hier seine Zeitreise fortgesetzt hat, davon gibt es verschiedene Erzählungen. Der altehrwürdige, massive Familientisch aus Eichenholz, an dem ich sitze, weist verschiedene Gebrauchsspuren auf. Früher stand er bedeutungslos in meinem Kinderzimmer, und über ihn rollte eine Modelleisenbahn durch Gipsberge und über Ebenen. Seine Reise hat er aber viel früher, schon im 19. Jahrhundert, angetreten und ist wohl mit den Urgrosseltern den Rhein herauf nach Basel gekommen.

Andere Dinge, Alltagsgegenstände wie Kaffeelöffel, Brieföffner oder Aschenbecher, reisen verstohlen mit. Sie sind einfach da, gehören «seit je» zur Familie, ohne dass man wüsste, von wem her, wann und wie sie zur Zeitkarawane der Familie gestossen sind. Nur einer gewissen Sentimentalität verdanken sie den Umstand, dass sie mehr geschätzt werden als ein fabrikneues Produkt und nicht längst weggeworfen wurden.

Und dann gibt es Dinge, die im Dunkeln reisen. Vergessene Alben, die niemand mehr öffnet, Fotos, auf denen man niemanden mehr kennt, Bündel von Liebesbriefen oder Reiseberichten von Verwandten, die man längst vergessen hat. Alte Aufsatzhefte in deutscher Schrift, vergilbte Schulzeugnisse, Postkartengrüsse aus alter Zeit – alles Dinge, die bei jeder Räumung und jedem Umzug überraschend wieder zum Vorschein kommen und die jeweiligen Besitzer vor die Frage stellen, was weggeworfen und was aufbewahrt werden soll. Aus einer merkwürdigen Pietät heraus werden die Stücke schliesslich behalten, verschwinden in Schubladen und Schachteln, gehen da vergessen und warten wieder geduldig Jahre, Jahrzehnte lang, bis sie wiederentdeckt werden. Und manchmal, nicht immer, wird dann plötzlich ihre wirkliche Bedeutung erkannt.

In dieser dunkeln Zone reisten auch zwei mittelgrosse, gelbe Kuverts mit, bis ich sie an einem freundlichen Frühlingstag 2017 bei einer Aufräumaktion in einer übervollen Schachtel wiederfand. «Ach ja, Papas gelbe Kuverts!», erinnerte ich mich.

*

1987 wars, wenn ich mich recht erinnere, zu weihnächtlicher Zeit. Ich war mit meiner Familie bei Erica und Paul, meinen alt gewordenen Eltern, zu Besuch. Irgendwann an jenem Abend nahm mich mein Vater zur Seite und überreichte mir mit diskreter Feierlichkeit mehrere mittelgrosse, gelbe Kuverts, die er mit kurzen Inhaltsangaben beschriftet hatte. Es seien Erinnerungen aus seiner Kindheit und den 1930er-Jahren, und beim Historiker, der ich ja nun sei, seien sie am besten aufgehoben. Ich spürte schon, dass dies seine Art war, mir, dem Jüngsten, dem «Kleinen», wie er immer zu sagen pflegte, seine Anerkennung auszudrücken. Es hat mich berührt und etwas verwirrt, und so habe ich die Beschriftungen der Umschläge nur flüchtig zur Kenntnis genommen. Namen standen da: «Saurenhaus», «Gustloff», «Nationalsozialistische Umtriebe». Aber Ende der Achtzigerjahre war ich viel zu sehr mit anderem beschäftigt. Damals hatte ich eben die für mich stürmische Zeit um das Sempacher Jubiläum von 1986 hinter mir, arbeitete an den Luzerner Rechtsquellen, verfolgte verschiedene Fragestellungen im Bereich der Mediävistik, forschte über die Veränderungen des Geschichtsbilds von den «Alten Eidgenossen» vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, und schon standen auch berufliche Veränderungen an, kurz: Ich hatte schlicht keine Zeit für das, was die Kuverts enthielten.

Später an jenem Abend, zu Hause, schaute ich schon flüchtig hinein. Aber die «Nationalsozialistischen Umtriebe» interessierten mich damals eigentlich nicht. Zudem handelte es sich nur um wenige handgeschriebene, merkwürdig zusammengeklebte Papiere. Was nur liesse sich mit diesen paar Blättern anfangen? Und Max Saurenhaus, der Schwager und ehemalige Geschäftspartner meines Vaters? Er war eine unerfreuliche Erinnerung, die noch bis in die 1960er-Jahre in der Familie bisweilen evoziert worden war. Aber meistens erregte sich Mutter dann, und Vater wollte nichts mehr davon hören. Dann wurde es still um Saurenhaus. Weshalb sollte ich mich also jetzt, nach dieser langen Zeit, damit beschäftigen? Die Kuverts verschwanden in irgendeiner Kartonschachtel, wo auch anderes, nicht Benötigtes lag, das man doch nicht wegwerfen wollte.

Die Jahre gingen ins Land. Die Schachtel wanderte mit dem Umzugsgut nach Luzern und zehn Jahre später wieder nach Basel zurück, ohne dass sie näher angeschaut worden wäre. Mutter war inzwischen gestorben und dann auch Vater. Ich wurde emeritiert, arbeitete bei einem internationalen Forschungsprogramm mit, das die europäischen Nationalgeschichten vergleichend analysierte und das ich noch in meiner Aktivzeit lanciert hatte, genoss schliesslich die Freuden des Ruhestands bis – ja, bis eine schwere Erkrankung mich dazu bewog, meine Sachen zu ordnen.

*

Und jetzt war er da, jener milde Frühlingstag im Jahr 2017, an dem ich in diesen paar Papieren von 1987 endlich erkennen sollte, was sie waren: ein eigentümlicher Quellenfund, klein zwar, aber er hatte es in sich.

Ich war wieder zu Kräften gekommen, die Sonne schien zum Fenster herein, der Duft frischer Blätter und Blumen wehte durchs Zimmer, draussen spielten Kinder, und ich nahm mir die beiden Kuverts, die Erinnerungen aus den 1930er-Jahren enthielten, vor. Vorsichtig zog ich die Schriftstücke heraus, begann zu lesen, und diesmal packte mich eine fiebrige Neugier. Nun wollte ich wissen, was hier vorlag, worum es hier ging. Der eine Umschlag war dünn und enthielt einige Seiten maschinengeschriebener Durchschläge auf dünnem, gelbem Papier, wie es im Zeitalter der Schreibmaschine üblich gewesen war. Der andere war prall gefüllt mit Papieren unterschiedlichsten Formats. Auf dem dünnen Kuvert stand geschrieben: «Nazi Umtriebe in der Schweiz. Kopie einiger Original Briefe. Je ein Exemplar wurde an das politische Dep. nach Bern gesandt. Ohne sichtbaren Erfolg, denn einige Zeit später wurde Gustloff tatsächlich zum Konsul in Davos akzeptiert!! Bern übermittelte diese Briefe an das Polizeidepartement Basel, wo die Briefe verschwanden!!!»

Auf dem dickeren Umschlag stand in grosser Schrift: «Nationalsozialistische Umtriebe in der Schweiz. Korrespondenz: Gustloff, Saurenhaus, Böhmer».

Ich falte die Blätter so behutsam wie möglich auseinander. Denn sie sind zusammengeklebt mit Klebstreifen und Rabattmarken auf der Rückseite. Sie könnten leicht auseinanderfallen. Sofort fällt ein grosses, intaktes Blatt auf mit einem protzigen Briefkopf: im Mittelpunkt ein Hakenkreuz im Lorbeerkranz mit einem Adler darüber und dem Motto «Freiheit und Brot». Dick in Frakturschrift und unterstrichen steht zuoberst: «Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei». Darunter in gespreizter Schrift und zentriert: «Landesgruppe Schweiz». Links ist zu lesen «Ortsgruppe Basel» und «Propagandaleitung Basel», rechts der Hinweis auf das «Zentralorgan der Landesgruppe <Der Reichsdeutsche>».

Ich halte ein, vergesse Raum und Zeit. Das brüllende Stakkato einer gutturalen Stimme dringt in mein Ohr, das Trampeln von Tausenden von Stiefeln, Marschlieder, das Schreien einer Volksmenge. Vor meinem inneren Auge wehen zahllose Hakenkreuzfahnen im Wind, wippen Stahlhelmsreihen auf und ab, auf und ab, schwingen Arme in zackiger Bewegung, schnellen gestreckte Beine im Stechschritt vor. Und ringsum eine bis an den Horizont ausufernde Menschenmenge, und überall steif nach vorn gestreckte Arme. 1933.

Die Schriftstücke, die ich da entfalte, weisen alle irgendwo und irgendwie ein Datum des Jahres 1933 auf. Auf den zerrissenen und zusammengeklebten Blättern eine ungestüm schwungvolle, vorwärtsdrängende Schrift mit wilden Streichungen, auf anderen Blättern eine sorgfältige, senkrechte

Schrift. Und beinahe überall taucht ein Name auf: Max Saurenhaus. Der Kassenwart Max Saurenhaus, der mit einem Formular die ausstehenden Mitgliederbeiträge für die Ortsgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) anmahnt. Max Saurenhaus, der sich als Wirtschaftsberater der NSDAP Landesgruppe Schweiz vorstellen will. Max Saurenhaus, der für den Aussenhandelsverband Berlin irgendeine Listen erstellen will. Max Saurenhaus, der mit dem Aussenpolitischen Amt der NSDAP in Berlin korrespondiert und sich warm für den ihm widerfahrenen Empfang bedankt. Und die Briefentwürfe schliessen, soweit sie bis ans Ende kommen, immer wieder mit dem Gruss «Heil Hitler!». Und da beginnt ein Brief tatsächlich so: «Lieber Herr Gustloff, sehr geehrter Herr Parteigenosse»! Am Ende schliesst er mit: «Mit herzlichen Grüssen von Haus zu Haus, Heil Hitler». Ich suche in den Blättern. Gustloff wird wiederholt angeschrieben, und Gustloff antwortet.

Gustloff? – Wilhelm Gustloff.

Stand der Name nicht vor einiger Zeit in allen Zeitungen? Ich suche mich zu erinnern, ich schaue im Internet nach. Ja, da ist es: Am 4. Februar 1936 wurde er erschossen durch den jüdischen Studenten David Frankfurter. Achtzig Jahre ist das her. Im Gedenken an dieses Ereignis erschienen 2016 überall detaillierte Berichte. Die Neue Zürcher Zeitung (NZZ) etwa schilderte, wie Frankfurter allen Mut zusammennimmt, sich Zugang zu Wilhelm Gustloffs Haus verschaffen kann und ins Büro geführt wird, wie er, verunsichert, seinen Mut verliert und Gustloffs Stimme hört. ««Diesen Schweinejuden werden wir es schon zeigen», ruft Gustloff im Flur draussen noch ins Telefon, wie Frankfurter später angibt. Das lässt ihn den ersehnten Mut finden. Als der Nazi ins Arbeitszimmer tritt, schießt der junge Mann drauflos und trifft viermal.»¹ Von Gustloff wurde geschrieben, der die NSDAP Landesgruppe Schweiz leitete und wohl Gauleiter der Schweiz geworden wäre, wenn ... Gustloff, der Fanatiker, der von sich gesagt haben soll: «Würde der Führer mir befehlen, heute Abend um 6 meine Frau zu erschiessen, so mache ich fünf Minuten vor sechs meinen Revolver parat, und fünf Minuten nach sechs ist meine Frau eine Leiche.»² Und hier liegen vor mir Briefe an diesen Nazifanatiker. Ich kanns kaum fassen.

*

Ich habe das letzte Blatt, gelbes Durchschlagpapier, auf den Tisch zurückgelegt. Da liegen sie, die Blätter und Fetzen. Einige sind leicht zerknittert, andere wieder zusammengefalzt, so, wie sie Jahrzehnte durch die Zeit gereist sind. Einige bilden merkwürdig steife Gebilde, die durch Rabattmarken und Klebstreifen zusammengezogen werden und nicht mehr in die ursprüngliche Faltung zurückfinden. Und darunter unübersehbar der Briefkopf mit dem Reichsadler und dem Hakenkreuz im Lorbeerkranz.

Langsam meldet sich das Hier und Jetzt zurück. Ein leichter Windstoss lässt die Blätter etwas erzittern. Das linde Rauschen des jungen Laubs draussen dringt wieder ans Ohr, Vogelgezwitscher, fernes Motorengeräusch, die Rufe und Schreie von Kindern und das Klatschen eines Balls auf dem Asphalt. Mild zieht die Luft dieses Frühlingtags durch den Raum. Das Leben kehrt zurück. Erwachen, wie aus einem schweren Albtraum, und Fragen: Wie kann man heute diese paar Blätter verstehen und in das, was man allgemein weiss, einordnen? Wie ist diese in ein gelbes Kuvert verschlossene Dokumentation überhaupt entstanden?

Und, ach Gott, wäre es nicht besser gewesen, die Umschläge ungeöffnet zu entsorgen?

*

Wegwerfen? Das kann ich nicht. Nicht mehr, seitdem ich den Inhalt der Kuverts zur Kenntnis genommen habe. Nicht mehr, seit der Historiker in mir zu ahnen begann, dass hier ein kleiner, aber einzigartiger Quellenbefund vorliegen könnte. Doch was soll ich nun damit tun?

Es ist eine absurde Situation: Endlich kann ich die paar Blätter in einen grösseren Zusammenhang stellen. Aber jetzt sind jene, die ich über damals hätte befragen wollen, meine Eltern und meine Schwester, die das Geschäft am besten kannte, 1997 und 2010 verstorben.

Ich überlege hin und her. Ich ordne die Papiere schon mal chronologisch und erstelle «Regesten», also Zusammenfassungen ihres Inhalts. Aber wohin soll das führen? Schliesslich entscheide ich mich: Sollte sich ihr Inhalt tatsächlich als noch nicht bekannt erweisen, werde ich diese paar Quellen publik machen. Aber wie?

Für einen wissenschaftlichen Artikel in einer Fachzeitschrift, etwa «Unbekannte Quellen zur frühen Geschichte der NSDAP in Basel», mit einer Edition, kann ich mich nicht erwärmen, und das zu edierende Schriftgut eckelt mich eher an. Es gehört eigentlich definitiv in den Papierkorb.

Doch da kommt mir unvermittelt die Idee, diese Quellen in Form eines «dokumentarischen Romans» oder einer «romanhaften Geschichtsschreibung» bekannt zu machen. Streng wissenschaftlich und diszipliniert – meist limitiert auf eine gewisse Textlänge –, so habe ich mein Leben lang geschrieben und sogar diese Art zu schreiben als eine Kunst ausgeübt. Aber jetzt bin ich alt, muss mich nicht mehr ausweisen, jetzt könnte ich drauflos schreiben, nach Lust und Laune. Schreiben, wie und so viel ich selbst will.

Der Entscheid fällt mir auch aus einem anderen Grund leicht. Ich bin ja kein Spezialist der Neueren Geschichte, kein Zeitgeschichtler. Ich bin ein Mediävist, ein Mittelalterhistoriker. Ich weiss ziemlich gut, wie man mit Quellen umgeht. Aber meine Zeitreisen gingen bisher Jahrhunderte zurück, in eine Epoche, die vielen fremd geworden ist, ins Jahrtausend zwischen dem 6. und dem 16. Jahrhundert. Da lagen meine abenteuerlichen Jagdgründe. Die Schweiz in den 1930er-Jahren hat mich bislang nur am Rand interessiert. Für diese Zeit bin ich sozusagen ein wissenschaftlich geschulter Unwissender.

Genau darin erkenne ich meine Chance. Ich will ja ohnehin wissen, welche Bewandnis diese zusammengeklebten Papiere haben. Ich muss mich informieren, muss in einem Feld recherchieren, mit dem ich wissenschaftlich bis jetzt wenig zu tun hatte, muss Erfahrungen sammeln. Es ist dieser Prozess des allmählichen Zugewinns von Erkenntnissen, den ich hier darstellen will. Man soll mitverfolgen können, wie es zum Schreiben von Geschichte kommt: dem Forscher über die Schulter schauen, wenn er auf eine Spur stösst, ihm durch Bibliotheken und Archive folgen. Man soll die Grenzen bei der Rekonstruktion vergangenen Geschehens erfahren, auch wenn diese hier bisweilen leichtfüssig überschritten werden. Man soll die Quellen selbst einsehen und mit ihnen die Interpretation überprüfen können. Und man soll auch das Abwägen mitdenken, wenn es darum geht, eine wissenschaftlich vertretbare Würdigung des Festgestellten zu finden. Es soll so etwas wie ein allgemein verständlicher, ja spielerischer «Werkstattbericht» werden. Kurz: Leserinnen und Leser sollen, wenn sie sich darauf einlassen, am Abenteuer historischer Forschung teilnehmen können.

Das Buch bietet also Geschichte auf eine ungewohnte Art dar. Im Zeitalter der Fake News ist es aber vielleicht dennoch nötig, von vornherein klarzustellen: Was folgt, ist eine Mischung aus Fakten und Fiktion. Die abgedruckten Briefe und Dokumente sind echt. Die Geschichten um sie herum bewegen sich zwischen Fiktion und Faktizität. So viel Fantasie in die Fiktion eingeflossen ist, sie bemüht sich immer um Plausibilität: Unter Berücksichtigung der Zeitumstände und der Quellenaussagen könnte es tatsächlich so gewesen sein. Auch die für jene Jahre zu den einzelnen Daten gesetzten Wochentage stimmen. Man darf das ruhig mit Grotfends «Taschenbuch der Zeitrechnung» überprüfen.

Merkwürdigerweise habe ich erst im Nachhinein erkannt, dass damit so etwas wie ein Krimi entstanden ist. Denn detektivische Erlebnisse gehören eigentlich zum normalen Alltag der Historiker und zu ihrer Arbeit mit Quellen aller Art. Das macht die Faszination dieses Metiers aus.

So ist eine Art Forschungskrimi entstanden – geschrieben für all jene, die keine Fachleute, keine Historiker sind, die aber interessiert sind daran, wie «Geschichte» eigentlich entsteht. Und dieser Forschungskrimi beginnt natürlich mit der Publikation, die ich ursprünglich geplant und verfasst habe.³

Drei Briefe aus Basel

Die Frage, die sich mir zuallererst stellt, lautet: Ist, was in meinem Quellenfund berichtet wird, überhaupt schon bekannt? Davon wird ja abhängen, ob ich mich weiter damit beschäftige. Ich nehme mir zunächst die drei Durchschlagskopien aus dem dünnen Kuvert vor, deren Originale nach Bern geschickt worden waren. Ihr Inhalt muss also an offizieller Stelle von irgendjemandem zur Kenntnis genommen worden sein. Wie hatte man reagiert? Zeitigten die Briefe Folgen? Weiss man heute noch von dem, was sie berichten? Am besten ist es also, dieses Kapitel aus der Perspektive der damaligen Empfänger zu erzählen.

Oktober 1933

Am 16. Oktober 1933, einem Montag, traf im Bundeshaus in Bern ein kleines Kuvert aus Basel ein, adressiert «an das Eidgenössische Politische Departement, Abteilung Auswärtiges, Bern». Darin lag ein kurzer, maschinengeschriebener Brief, datiert vom 14. Oktober, mit dem Titel «Mitteilung»:

«Die Treibereien der nationalsozialistischen Partei in der Schweiz dürften Ihnen bekannt sein.

Vielleicht ist es dennoch von Nutzen für unser Land, wenn ich Sie von Nachstehendem in Kenntnis setze. Anfangs Oktober war ein Delegierter der deutschen nat. soz. von Basel in Berlin, um mit dem dortigen Aussenpolitischen Amt der N.S.D.A.P die Organisation der Partei in der Schweiz durchzuberaten.

Die Gruppe soll straffer geführt werden und der Propagandatätigkeit in der Schweiz soll eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Man will die Schweiz nicht mit Waffen erobern, hofft aber durch Verbreitung der nat. soz.

Ideen nach und nach eine Annäherung an das III. Reich zu erlangen.

Die verschiedenen Angriffe der schw. Presse gegen die nat. soz. Partei in der Schweiz wurden ebenfalls besprochen. Da man eine Ausweisung befürchtet, will man nun dazu übergehen, den hauptsächlichlichen «Führern» amtliche Funktionen zu übertragen, damit sie gegen die Zugriffe der eidg. Behörden geschützt sind und auch die Presse ihre Angriffe einstellt. So soll vorerst der Landesgruppenführer Herr Gustloff in Davos ein Konsulat übertragen bekommen, «denn wenn einmal» – so heisst es in dem Bericht – «die Schweiz das Exequator an Pg. [Parteigenosse, Anm. d. A.] Gustloff gibt und sie wird es geben, (!) sind weitere Angriffe nicht mehr möglich.»

In Ihrer Hand liegt es, die deutschen Herren in die gebührenden Schranken zu setzen.»

Der Brief war nicht unterschrieben. Konnte ein solch anonymes Schreiben, das zudem keinen Namen preisgab, in Bern überhaupt ernst genommen werden? Immerhin schien der Verfasser Informationen über Interna der NSDAP zu haben, und er berichtete Unbekanntes über Wilhelm Gustloff.

Kenner der Szene wussten damals, dass Wilhelm Gustloff der Sekretär des Physikalisch-Meteorologischen Observatoriums in Davos war. Hierhin hatte es den Schweriner während des Ersten Weltkriegs zum Auskurieren einer Lungenkrankheit verschlagen. Man wusste, dass er ein Nazi geworden war und in Davos nebenher einen NSDAP-Stützpunkt gegründet hatte. Ende 1931 wurde bekannt, dass er zum Landesvertrauensmann der NSDAP in der Schweiz ernannt worden war. 1932 liess sich erkennen, dass er am Aufbau einer NSDAP Landesgruppe Schweiz arbeitete. Zum Zeitpunkt, als der Brief in Bern eintraf, war die innerhalb der NSDAP-Auslandsorganisation selbstständige NSDAP Landesgruppe Schweiz Tatsache, und ihr Führer, der Landesgruppenleiter Gustloff, war bereits durch antidemokratische und antisemitische Äusserungen aufgefallen.⁴ Dass er offiziell zum Konsul in Davos ernannt werden sollte, davon hatte man aber keine Ahnung. Und: Was hatte eine Basler Ortsgruppe, von der man noch kaum etwas wusste, damit zu tun? Man wird den Brief fürs Erste beiseitegelegt haben.

Doch drei Wochen später, am 8. November, traf erneut ein Kuvert aus Basel ein, datiert vom 7. November. Es enthielt einen dreiseitigen Brief, überschrieben mit «Mitteilung Nr. 2».

«Am 14. Oktober 1933 ging Ihnen die Meldung zu betr. der eventl. Ernennung des Landesgruppenführers in der Schweiz der NSDAP in Davos. In dieser Angelegenheit antwortet nun das A. P. der N.S.D.A.P in Berlin am 26. Oktober 1933:

«Was die Übertragung des Konsulats in Davos an Pg. Gustloff anbetrifft, so muss das Aussenpolitische Amt aus finanziellen Gründen auf diese Neueinrichtung verzichten. Pg. Gustloff bleibt aber für diesen Posten vorgemerkt.»

Ferner wird ein eingesandter Artikel der Nationalzeitung Basel vom 30. Sept. 1933 «Die Achtung der Grenze» verdankt. Dieser Artikel spricht am Schluss von der Notwendigkeit die deutsche NSDAP auszuweisen.

Die Ortsgruppe Basel erneuert nun ihren Antrag nach Berlin und schreibt, dass es für die hiesigen Pg. eine ausserordentliche Beruhigung wäre, wenn dem Antrag entsprochen würde. Die Lage für die NSDAP in der Schweiz sei sehr heikel und man habe das Gefühl, auf einem Pulverfass zu sitzen. – Was wunder, wenn man sich der unlauteren Machenschaften bewusst ist, von denen die beiliegenden Briefcopien Zeugnis ablegen. Weiter wird betont, dass die Errichtung des Konsulats in Davos ja keine besonderen finanziellen Aufwendungen verursache, da es sich ja lediglich um ein Honorarkonsulat handeln würde. Die Situation der Partei in der Schweiz werde von Tag zu Tag unhaltbarer, besonders für die leitenden Organe. Der Obmann der hiesigen Gruppe beklagt sich über die terrormässigen Zustände, die hier herrschen. Ein weiterer Vorsteher der Partei in Basel missbraucht schon jetzt seine Stellung als Konsul eines kleinen südamerikanischen Staates um von Zugriffen der Behörden geschützt zu sein.

Vom Aussenpolitischen Amt sind nun die Massnahmen zur Förderung des deutschen Exports dem Aussenhandelsverband in Berlin übertragen worden.

Ich werde die Angelegenheit weiter verfolgen und Ihnen berichten. Ich betone, dass ich keiner politischen Partei angehöre und keiner der genannten Personen schaden möchte. Ich finde aber, dass es meine Pflicht ist, die Landesbehörde von diesen Vorgängen zu unterrichten.

Abschrift No. I.

Berlin den 19. Oktober 1933

Aussenhandelsverband Berlin NW 7,

Robert Koch Platz 7 (Handelsvertragsverein)

An die NSDAP Basel, z.Hd. des Herrn X Basel Zeichen J.Nr.Dr.N./Pf.

Sehr geehrte Herren!

Die Tatsache, dass der deutsch-feindliche Boykott in einem grossen Teil des Auslandes noch immer andauert und soweit wir unterrichtet sind, von einem Abflauen wenig zu merken ist, gibt uns Veranlassung, Ihnen die Anregung zu unterbreiten: Gemeinsam mit den amtlichen deutschen Auslandsvertretungen, wenn möglich mit den etwaigen Ortsgruppen der NSDAP und des Bundes der Auslandsdeutschen, den deutschen Auslands-Handelskammern, den Vertrauensleuten des Leipziger Messe Amtes und des Deutschen Auslands Instituts Stuttgart folgende Listen aufzustellen:

– Eine Liste solcher Firmen und Vertreter, von denen bekannt ist, dass sie mittelbar oder unmittelbar zum Boykott deutscher Waren auffordern.

– Eine Liste von zuverlässigen und geschäftstüchtigen Vertretern, wenn möglich arischer Abstammung, möglichst nach Branchen geordnet.

– Listen von Zeitungen:

a) deutsch-freundlichen

b) deutsch-feindlichen

Vielfach wird es nötig sein, dass deutsche Firmen ihre Vertretungen im Ausland wechseln und sie in die Hände zuverlässiger deutscher Herren legen. Es wäre daher sehr wertvoll, wenn wir für die in Frage kommenden Länder über solche Listen verfügen. Selbstverständlich sind wir uns bewusst, dass die Aufmachung solcher Listen geraume Zeit beanspruchen wird und wohl auch nur in gewissem Umfange möglich sein dürfte. Aber auch dann, wenn die Listen zunächst nur wenig

Adressen enthalten sollten und eine Ergänzung erst später von Zeit zu Zeit stattfindet, würden sie für uns von unschätzbarem Wert sein. Durch eine Mitarbeit würden Sie sowohl unserem Verband wie dem deutschen Aussenhandel überhaupt einen grossen Dienst erweisen.

Wir wenden uns noch an die angeführten Stellen und bitten sie um ihre Mitarbeit. Um ihre dortigen Adressen festzustellen, empfiehlt es sich, dass Sie sich mit der dortigen Auslandsvertretung in Verbindung zu setzen. Wir geben diese Anregung auch den übrigen Stellen.

Mit vorzüglicher Hochachtung die Geschäftsführung, gez. Niezsche

Darauf fragt die hiesige Ortsgruppe den Landesgruppenführer Herr Gustloff in Davos an, ob er damit einverstanden sei, dass man dieser Anregung Folge geben [soll] und bittet gleichzeitig eines ihrer Mitglieder zum Wirtschaftsberater der N.S.D.A.P. Landesgruppe Schweiz zu ernennen. Dieser Bitte wird entsprochen und der Kassenwart der hiesigen Ortsgruppe zum Wirtschaftsberater der N.S.D.A.P. Landesgruppe Schweiz ernannt.

Am 27. Okt. 1933 schreibt Herr Gustloff wörtlich: «Bitten möchte ich Sie, dem Gesuch der Aussenhandelsvertretung zu entsprechen, allerdings würde ich raten, dem Verband zu schreiben, dass Ihre Auskünfte gegenüber den Amtsstellen in der Schweiz (Konsulate etc.) streng geheim zu halten sind, da diese nicht als verlässlich bezeichnet werden können.»

Von Basel aus wird nun an den Aussenhandelsverband in Berlin was folgt geschrieben: (Anfangs November 1933)

«Wir kommen zurück auf Ihr gesch. Schreiben vom 19. v. M. Ohne Zweifel ist unbedingt eine Gegenmassnahme gegen die gegen Deutschland gerichtete Boykottbewegung dringend erforderlich.

Es wird von gewissen Kreisen geheim aber sehr stark gegen Deutschland gearbeitet und zwar ist in der letzten Zeit eher eine Verschärfung festzustellen als ein Abflauen des Boykotts.

Wir sind gerne bereit, die von Ihnen angeregte Arbeit durchzuführen. Auf Wunsch des Landesgruppenführers in der Schweiz der N.S.D.A.P. müssen wir aber zur Bedingung machen, dass den amtlichen deutschen Stellen im Ausland (deutsche Konsulate, Gesandtschaften usw.) das von uns zur Verfügung gestellte Material nicht zur Kenntnis gebracht wird. Der Landesgruppenführer der Schweiz hat diese Anregung nach reiflicher Überlegung getroffen. Wir haben auch mit einem Konsulat in der Schweiz die denkbar schlechtesten Erfahrungen gemacht. Wir würden überhaupt empfehlen, die Sache vertraulich zu behandeln, da es nicht im deutschen Interesse liegt, dass Ihre Schritte an der Öffentlichkeit bekannt werden.»

Ein anderer Brief aus Basel sagt: «Gerade in den letzten Tagen haben wir festgestellt, dass die Vertretung einer grossen deutschen Firma in einer ausgesprochen deutschfeindlichen Hand liegt.»

In einem weiteren Schreiben werden die übrigen Ortsgruppen in der Schweiz und Kreisleiter zur Mitarbeit aufgefordert.»

Das war nun dicke Post. Kaum anzunehmen, dass diese Information einfach zur Seite gelegt wurde. Die Nachricht von den erbetenen Listen war neu und musste beunruhigend gewesen sein. Es stellten sich Fragen: Der Absender hatte offenbar direkten Zugang zur Korrespondenz der NSDAP. Wer konnte das wohl sein? Wiederum verhielt er sich geheimnisvoll, nannte keine Namen. Aber er legte Fährten aus, schrieb von einem Kassenwart der Ortsgruppe Basel, von einem Wirtschaftsberater der NSDAP, von dessen Existenz zu diesem Zeitpunkt noch niemand Kenntnis hatte. Er erwähnte einen Konsul, verbarge aber das Land, das dieser vertrat, in einer Umschreibung. Warum nur? War dem Ganzen überhaupt zu trauen, oder handelte es sich um eine Desinformation?

Noch war man in der Posteingangsstelle des Eidgenössischen Politischen Departements am Rätseln, als schon wieder ein Umschlag aus Basel eintraf. Er enthielt einen zweiseitigen Brief, datiert vom 8. November, und war wiederum anonym. Merkwürdigerweise beinhaltete er das Gleiche wie das bereits vorliegende Schreiben. Allerdings wurde hier alles bloss resümierend berichtet. Ausser dem Rundschreiben des Berliner Aussenhandelsverbandes wurde nichts mehr wörtlich zitiert und auch die Datierung der verschiedenen Korrespondenzen weggelassen. Der Brief schloss mit den Worten:

«Ich werde Sie weiter unterrichtet halten, falls ich neuerdings Nachrichten erfahre, die von Interesse sind. Sie können versichert sein, dass meine Mitteilungen den Tatsachen entsprechen. Wenn die Behörden einmal einschreiten müssen, werden sie sich sofort von der Richtigkeit meiner Meldungen überzeugen. Es sei noch erwähnt, dass ein Hauptbeteiligter der N.S.D.A.P. als Konsul eines ganz unbedeutenden überseeischen Staates sich der Exterritorialität rühmt. Ich vermute, dass das belastende Material dort in Sicherheit gebracht wird. Endlich bitte ich Sie noch, die Meldung als vertraulich zu behandeln. Seien Sie überzeugt, dass es einzig die Pflicht meinem Vaterlande gegenüber ist, die mich zu diesem Schritte veranlasst.»⁵

Aus dem Kuvert fiel noch ein kleines, von Hand beschriebenes Blatt: «Bitte bei Befragungen diesen Brief vorlegen zur Wahrung der Vertraulichkeit.»

Das alles wird die zuständigen Bundesbeamten ziemlich irritiert haben. Warum nur machte der Anonymus auch hier keine Personen namhaft? Wenn er doch dem Vaterland helfen wollte, hätte er Namen nennen müssen. Immerhin waren einige Hinweise vorhanden, denen man folgen konnte. Aber das machte am besten die Polizei vor Ort. Eine Bundespolizei, die man damit hätte beauftragen können, gab es damals noch nicht.⁶ Man wird in diesem Stadium ohne weitere Abklärung gewiss darauf verzichtet haben, bereits die Bundesanwaltschaft einzuschalten. Die Mitteilungen werden im besten Fall wieder auf die Reise geschickt worden sein, zurück nach Basel ins Polizeidepartement.

In Basel sah man sich aber mit ganz anderen Problemen konfrontiert.⁷ Hier hatte man es mit Schikanen und Übergriffen deutscher Beamter an der Riehener Grenze und beim Hörnli zu tun, mit Entführungen, mit dem Hissen von Hakenkreuzfahnen am Badischen Bahnhof und anderswo und vor allem mit der Saalschlacht anlässlich des Sommerfests der politisch neutralen Deutschen Kolonie an der Mustermesse am 1. Juli 1933.

Die Bevölkerung war aufgewühlt. Beim Badischen Bahnhof gab es bereits stürmische Gegendemonstrationen. Die Polizei musste eingreifen. Die Basler Zeitungen, am aggressivsten die Arbeiterzeitung, aber auch die Basler Nachrichten und die Nationalzeitung, schossen aus allen Rohren gegen die Umtriebe und Rechtsverletzungen der «Nazis». Am Sommerfest nun trat erstmals ein «NSDAP Ortsgruppenführer» auf und missbrauchte die ihm zugestandenen Grussworte zu einer agitatorischen Hetzrede. Dieser «Obmann der NSDAP Ortsgruppe Basel» war von der Polizei schon am 26. Mai bei der Gründung der «Deutschen Studentenschaft» im Braunen Mutz identifiziert worden, als «Ernst Böhmer-Silberbauer, geb. 13.6.1894, preussischer Staatsangehöriger, Kontrolleur bei der Mitropa-Schlaf- und Speisewagengesellschaft». Seine Rede löste spöttische Zwischenrufe aus, und als nachher unprogrammgemäss das «Horst-Wessel-Lied», die Parteihymne der NSDAP, angestimmt wurde, blieben viele sitzen. Nun erschienen, so die Arbeiterzeitung, ungefähr fünfzig Schläger, schrien: «Aufstehen und mitsingen!», schlugen auf einige Leute ein und jagten sie aus dem Saal. Auf einen Journalisten der Nationalzeitung sei besonders eingedroschen worden. Als die Polizei sich nachträglich ein Bild zu verschaffen suchte, erhielt sie widersprüchliche Angaben. Der beim Sommerfest anwesende Leiter der Deutschen Kolonie, Prof. Erwin Ruh, schrieb am 6. Juli, dass «von Gleichschaltung» der Deutschen Kolonie keine Rede sein könne und dass es sich bei der NSDAP Ortsgruppe Basel um eine «kleine Gruppe von Reichsdeutschen» handle, «die nicht einmal 1% der deutschen Kolonie ausmachen». Der Journalist der Arbeiterzeitung, Wilhelm Auffenmann, beharrte darauf, dass er «ca. 50 NSDAP-Schläger» gesehen habe. Der im Saal anwesende Detektiv Hofer hatte nur einen kleinen Zwischenfall aufgrund einer Verwechslung bemerkt, der mit einer korrekten Entschuldigung abgeschlossen worden sei. Das eben erst gegründete Wochenblatt der NSDAP Schweiz, Der Reichsdeutsche, berichtete am 7. Juli, «über 100 Mitglieder und Freunde der Bewegung» seien anwesend gewesen und hätten Hitler hochleben lassen.⁸ Das Polizeidepartement konnte die NSDAP Ortsgruppe Basel schlicht nicht beurteilen, umso weniger, als diese ansonsten nicht in Erscheinung trat, so erhitzt und aufgewühlt die Atmosphäre in Basel damals auch war. Sollte da die Polizei wirklich die Schnitzeljagd aufnehmen, die ein mysteriöser Anonymus ausgelegt hatte?

Und wäre das überhaupt möglich gewesen? Die gesetzlichen Grundlagen wurden erst 1935 mit dem eidgenössischen «Spitzelgesetz» geschaffen. Eine «Politische Abteilung», die gerade für solche Fälle zuständig wäre, wurde im Basler Polizeidepartement gar erst 1938 eingerichtet.⁹



Hakenkreuz über Basel: die umstrittene Fahne am Turm des Badischen Bahnhofs.

Als der Regierungsrat 1946 seinen abschliessenden «Bericht über die Abwehr staatsfeindlicher Umtriebe in den Vorkriegs- und Kriegsjahren sowie die Säuberungsaktion nach Kriegsschluss» vorlegte, behandelte er das Jahr 1933 nur cursorisch. Die Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 habe den nationalsozialistischen Elementen sofort starken Auftrieb gegeben. Die NSDAP Ortsgruppe, für die schon im Jahr zuvor der Boden bereitet worden sei, sei gegründet und vom Ortsgruppenleiter geradezu diktatorisch geführt worden. Sie habe regelmässig Sitzungen in einem Saal des Deutschen Reichsbahnhofs abgehalten. Über die Mitgliederzahl könne man erst ab 1936 Aussagen machen. Die Deutsche Kolonie sei dann 1938 gleichgeschaltet worden. Die Bevölkerung habe 1933 vor allem auf die Hakenkreuzflagge reagiert, die am Badischen Bahnhof, am Bahnhof der Wiesentalbahn und am Konsulat als offizielle Reichsflagge gehisst worden sei. Erst 1935 hätten kantonale Interventionen dazu geführt, dass die Hakenkreuzflagge bei festlichen Gelegenheiten nur mehr am deutschen Konsulat gehisst worden sei. Von weiteren Umtrieben der NSDAP Ortsgruppe im Jahr 1933 wusste wohl auch der Regierungsrat nichts, und er erwähnte sie auch nicht.¹⁰

*

Warum bin ich dazu gekommen, die Wirkung der Briefe so zu beschreiben, wie ich es getan habe? Ich habe schon unter der Hand die Literatur konsultiert. Das Fazit: Niemand weiss etwas von diesen Umtrieben der NSDAP im Jahr 1933. Punkt. Aber ich habe doch nützliche Informationen erhalten, und diese sollen hier kurz vorgestellt werden:

Die Literatur über die NSDAP in der Schweiz hat in letzter Zeit etwas zugenommen. Der jüngste, 2016 erschienene Beitrag von Peter Bollier, der die «Geschichte einer existentiellen Herausforderung für Davos, Graubünden und die Schweiz»¹¹ darstellen will, ist vor allem auf den Landesleiter Gustloff ausgerichtet. Eine Ortsgruppe Basel wird nicht thematisiert und kommt nur beiläufig vor. Doch bietet Bollier einige interessante Aufschlüsse zur Organisation der NSDAP in der Schweiz. Sie erfassen allerdings das Jahr 1933 kaum: Gustloff habe erstmals 1934 begonnen, sich um das seit 1932 vakante Konsulat in Davos zu bemühen. Er habe damals nämlich regelmässige Einkünfte gesucht, nachdem er seine Stelle am Physikalisch-Meteorologischen Observatorium habe aufgeben müssen. Die NSDAP Ortsgruppen hätten monatlich Tätigkeitsberichte und Abrechnungen an Gustloff schicken müssen, und einmal jährlich seien die Parteikader verpflichtet gewesen, an einer Amtswaltertagung teilzunehmen. Das Aussenhandelsamt der NSDAP Ausland Organisation habe seit seiner Gründung Informationen über die schweizerische Wirtschaft gesammelt. Hierzu sei die Landesgruppenleitung in der Schweiz konsultiert worden. Die Ortsgruppen Basel und Zürich hätten sogar über Wirtschaftsberater verfügt, welche «an prominenter Stelle (z. Bsp. als Leiter der deutschen Handelskammer)» die Nachrichtenbedürfnisse der Zentrale zu befriedigen gehabt hätten. Diese Auskünfte hätten nicht nur Wirtschaftlichem gegolten, sondern auch die politische Einstellung, die Haltung gegenüber dem Boykott und private Daten der Führungskräfte beinhaltet. Allerdings scheint dann 1934 nur die Deutsche Arbeitsfront (DAF) in dieser Beziehung tätig gewesen zu sein. 1935 habe die NSDAP Schweiz 5000 Mitglieder gezählt, was drei Prozent der in der Schweiz wohnhaften Deutschen ausmache. Deren Zahl habe dann abgenommen, und zwar auf Druck der Parteileitung. Schliesslich bietet Bollier aufgrund einer Zusammenstellung vom 1. Januar 1935 einen Überblick über die Organisationsstruktur: Aus Basel kamen zwei Leitungsmitglieder, nämlich der «Landesgruppenverwalter der Deutschen Arbeiterfront G. Schrader» und der «Kreisleiter Nordwestschweiz E. Geiger». Wirtschaftsberater für die Schweiz kommen keine vor. Allerdings wechseln diese Zusammenstellungen innert kurzer Zeit häufig.¹² Aus älteren Darstellungen lässt sich entnehmen, dass es vor allem in der Ostschweiz schon 1933 Gleichschaltungsbemühungen gegeben habe, während die Deutsche Kolonie in Basel bis 1935 sich erfolgreich habe wehren können.¹³ Parteigenossen in der Schweiz sei ein «direkter dienstlicher Verkehr mit Parteiinstanzen in Deutschland untersagt gewesen», er habe sich über einen Dienstweg, nämlich «über den Ortsgruppen- und Landesgruppenleiter», abwickeln müssen.¹⁴

Zur Situation in Basel gibt es zwei Beiträge: Martin Meier bietet im Katalog zur Ausstellung des Historischen Museums über das «Réduit Basel» von 1989 den ersten Überblick über «die NS-Organisationen in Basel». Die NSDAP Ortsgruppe Basel sei offiziell in den ersten Monaten des Jahres 1933 gegründet worden und am Sommerfest der Deutschen Kolonie erstmals in Erscheinung getreten. Im Oktober 1933 habe ein Kameradschaftstreffen stattgefunden. Nach dem Bericht im Reichsdeutschen habe es der «Festigung des Verbundenheitsgefühls aller Parteigenossen im Sinne der grossen Ideen unseres Führers» gegolten und sei ein voller Erfolg gewesen. Nach dem Schlussbericht des Bundesrats von 1946 hätten der NSDAP in Basel wegen der erschwerten Aufnahmebedingungen nur etwa 160 Mitglieder angehört. Über sonstige Aktivitäten der Ortsgruppe und ihre Organisation erfährt man nichts.¹⁵ Die neueste Arbeit, jene von Kai Arne Bühler über die Machtübernahme der NSDAP in Deutschland im Spiegel der Basler Presse 1933/34, bietet einen wertvollen Einblick in die damalige Stimmung und die Einschätzungen der Lage, weist aber darauf hin, «dass die Geschichte der NS-Organisationen in Basel insgesamt nur wenig aufgearbeitet ist und hier noch ein Nachholbedarf besteht».¹⁶ Aber finden sich überhaupt noch Unterlagen, etwa Sitzungsprotokolle, Abrechnungen, Mitgliederverzeichnisse und Korrespondenzen, mit denen eine Geschichte der NSDAP Ortsgruppe Basel geschrieben werden könnte?

*

Ein Archiv der Ortsgruppe Basel existiert, wenn es ein solches überhaupt je gab, heute natürlich nicht mehr. Als der Krieg zu Ende war, hat sich der Spuk vollständig verflüchtigt. Aber gibt es vielleicht Spuren im Basler Staatsarchiv?

Der Gang ins Archiv beginnt immer im Internet. Dort lassen sich mit einem speziellen Suchprogramm im Archivkatalog die Bestände durchforsten. Findet sich etwas Nützliches, lässt es sich elektronisch bestellen. Ich gebe also «NSDAP» in die Volltextsuche ein. Sofort werden alle Bestände aufgelistet, in denen dieses Kürzel vorkommt. Viele sind es nicht, und vor allem: Es gibt keine eigenen Bestände der Ortsgruppe. Lediglich das Gästebuch des Deutschen Heims aus den Jahren 1941 bis 1944 ist noch vorhanden und Materialien, die bei der polizeilichen Schliessung 1945 konfisziert worden waren.¹⁷ Für das Jahr 1933 findet sich in den Einlieferungen des Polizeidepartements unter der Rubrik «Nationalsozialismus» eine Ablage «Allgemeine Akten» für die Jahre 1932–1947.¹⁸ Die bestelle ich, soweit sie die Jahre 1933 und 1934 betreffen. Hier finden sich zahlreiche Zeitungsausschnitte von Berichten über Vorkommnisse in der Stadt, etwa über das Sommerfest, über Demonstrationen und Flugblattaktionen, es finden sich Flugblätter, Verhörprotokolle, Berichte von Detektiven, Korrespondenzen und Berichterstattungen des Departementsvorstehers Ludwig sowie Bekanntmachungen des deutschen Konsuls Foerster. Man erhält einen lebendigen Einblick in die bedrückenden Geschehnisse jener Jahre. Meine kurze Darstellung der Situation in Basel hat sich auf dieses Material gestützt. Auch einige Anzeigen von privater Seite lassen sich finden. Am ehesten hier wären wohl auch die «Mitteilungen» des Anonymus zu erwarten gewesen. Sie sind nicht vorhanden. Und irgendwelche Schriftstücke der NSDAP Ortsgruppe sucht man vergebens. Aber vielleicht findet sich etwas im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern? Ich führe in dessen Archivkatalog die gleiche Internetrecherche durch: Für die Ortsgruppe Basel findet sich tatsächlich ein Bestand, aber erst über die Jahre 1940 bis 1947.¹⁹ Das Jahr 1933 kommt in keinem für meine Frage relevanten Archivbestand vor. Trotzdem: Ich fahre an einem regnerischen Tag nach Bern. Das Aktenmaterial ist wirklich reichhaltig. Aber wiederum handelt es sich um Polizeiberichte, Verhöre, Zeugenaussagen, Anklagen mit Belegmaterial. Akten der NSDAP Ortsgruppe selbst lassen sich nicht finden. Eigentlich erstaunlich, dass dieses reichhaltige Quellenmaterial im Basler Staatsarchiv und im Schweizerischen Bundesarchiv noch niemand verwertet hat!

Es gibt schlicht keine Quellen mehr, die Aufschlüsse über die NSDAP Ortsgruppe Basel, ihre Organisation und ihr Innenleben geben könnten. Für mich aber ist jetzt klar: Es gibt kein Zurück

mehr. Ich muss die Schriftstücke publizieren. Sie berichten ja so genau von jenen Geschehnissen im Jahr 1933, über die heute niemand mehr Bescheid weiss. Und das heisst, ich muss auch herausfinden, unter welchen Umständen die Briefe geschrieben wurden und in die Hände meines Vaters gelangt sind.

Der Papierkorb

Frühjahr 2017

Draussen scheint die Sonne, draussen spielen Kinder. Draussen ist das Leben, und es herrscht Freude am Frühlingserwachen der Natur. Doch hier drin, am Tisch mit den zusammengeklebten Papieren, lässt sich eine Person nicht mehr wegdrängen: Max Saurenhaus. Seine ungeduldig vorwärtsstrebende Handschrift lugt zwischen den zerstreuten Blättern hervor. Unwirsche Streichungen, Neuversuche und wieder Streichungen, bis der Text neu ansetzend weiterläuft. Und am Ende, wenn es denn einmal erreicht wird, zwei schwungvolle Krakel, in denen sich das «Heil Hitler» andeutet. Was war das nur für ein Mensch? Ich lese die Schriftstücke genauer durch.

Die Briefe verraten einiges über seine Persönlichkeit. Von Grossmannssucht scheint er getrieben zu sein, will sich mit «Konsul» angesprochen wissen (11),²⁰ auch wenn das mit der Partei gar nichts zu tun hat. Ein Wichtigtuer, der frustriert politische Phrasen drescht, obwohl oder gerade weil er nichts bewirken kann (4, 12). Nach oben ein Schleimer, der sich beim Landesführer Gustloff einschmeichelt, diesem wegen dessen unglaublicher Arbeitsleistung Bewunderung zollt – nicht ohne auf seine eigenen Erfahrungen in der Parteiarbeit hinzuweisen –, um dann um die Ernennung zum Wirtschaftsberater zu betteln (5). Mit dem Landesgruppenführer vertrauter geworden, spricht er ihn gerne mit «Lieber Kamerad Pg. Gustloff» an und grüsst familiär «von Haus zu Haus» (12). Nach unten ist er rücksichtslos, wenn er etwa ein widerständisches Vorstandsmitglied der Deutschen Kolonie «entfernen» will – wenn auch (wiederum) ohne Erfolg – oder den Ortsgruppenleiter Böhmer bei Gustloff anschwärzt (12). Er ist einer, der sich gerne in Funktionen, die ihm wichtig erscheinen, sehen würde (10, 15) und, wenn er eine innehat, dies nicht genug bekannt machen kann (6, 7, 8). Als «Amtswalter» formuliert er in seinen Verlautbarungen möglichst umständlich und gestelzt, etwa mit dem häufigen einleitenden «Ich gestatte mir» und «Erlauben Sie mir» (2, 7, 8, 10) oder wenn er Berlin etwas luftig, ohne genaue Referenz, «informiert» (20). Effizient scheint er kaum gewesen zu sein. Wie schwer tut er sich doch bei der Formulierung eines Rundschreibens (6–8). Und als er von Gustloff mit der Zusammenstellung der schwarzen Listen, für die er sich anerbaten hat, betraut wird, meldet er sich gleich wieder zurück, um Hilfe bittend und umständlich Modalitäten erörternd (9). Und aus einer Frustration heraus kann er sich auch mal zielbewusst betrinken, wie in der Zeit nach Gustloffs Ermordung: «zwei Flaschen Wein», «total besoffen» usw. Ob er auch in Geschäfte mit Raubkunst verwickelt ist? Am 3. April 1936 trägt er eine «Versteigerung Isak von Ostade» in seinen Taschenkalender ein (19). Der Gesamteindruck ist: mehr Auftreten als Handeln, mehr Schein als Sein. Irgendwie trifft die Feststellung des damaligen Botschafters in der Schweiz, Ernst von Weizsäcker, auch für ihn zu: «Das Gros aber aller Ortsgruppen-, Kreis- und sonstigen Leiter in der Partei rekrutierte sich aus Existenzen, die es in ihren Berufen zu nichts gebracht hatten und nun ihre Zeit gekommen glaubten. Wie bei jeder Revolution kamen die Nichtarrivierten, die Schreihälse und die Spitzelnaturen an die Oberfläche.»²¹

Wichtiger sind andere Einblicke. Es gibt sie, auch wenn die damalige Entwicklung im Allgemeinen bekannt ist. Schon aus dem abschliessenden Bericht der Basler Regierung von 1946 lässt sich entnehmen,²² dass mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933, den Reichstagswahlen am 5. März und mit dem Ermächtigungsgesetz, das in der «berühmten Reichstags Sitzung in der Kroll-Oper» am 24. März beschlossen wurde, auch «die Aktivitäten der nationalsozialistischen Elemente innerhalb der deutschen Kolonie Basels sofort starken Auftrieb» bekamen. Doch Details werden nicht angeführt.

Hier aber erfährt man Atmosphärisches: Aus den Blättern des gelben Kuverts weht einem die Stimmung entgegen, die damals unter den Parteigenossen in Basel und in der Schweiz herrschte: Man fühlt sich als Vorkämpfer des Reichs, wie es Hitler verlangt: «Meine Herren,

Sie haben eine der wichtigsten Aufgaben übernommen.» Sie stehen «an vorderster Front unserer deutschen Kampfbewegung als Vorposten Deutschlands».²³ Eine Aufbruchstimmung herrscht. So etwas wie: «Jetzt sind wir dran!» Noch stehen die Deutschnationalen im Wege und sind nicht «zum Sozialismus» zu bekehren. So ärgerlich erscheint das, dass Gustloff das biblische Gleichnis vom «Kamel und der Öse» bemüht (1). Die Deutsche Kolonie ist unbrauchbar. Saurenhausens Angriff im Vorstand scheitert, weil der Ortsgruppenobmann Böhmer vor den Argumenten des deutschen Konsuls einknickt. Er selbst sei «blamiert», was nicht schlimm sei, denn «in einem halben Jahr ist die NSDAP Ortsgruppe Basel die deutsche Kolonie» (12). Es zeigt sich eine ungestüme Siegesgewissheit, auch den inneren Feinden gegenüber, wie etwa dem Auswärtigen Amt, dessen «Herren noch durchaus capitalistisch verfilzt sind». Aber getrost, nach der im kommenden November stattfindenden «Abstimmung» – gemeint ist wohl jene über den aussenpolitischen Kurs, die mit Reichstagswahlen verknüpft war – wird ja «unser Führer alles in die eigene Hand nehmen» (4). «Länger als vielleicht noch ein halbes Jahr kann der Zustand nicht andauern. Auch die Herren vom Auswärtigen Amt werden wir klein kriegen» (12).

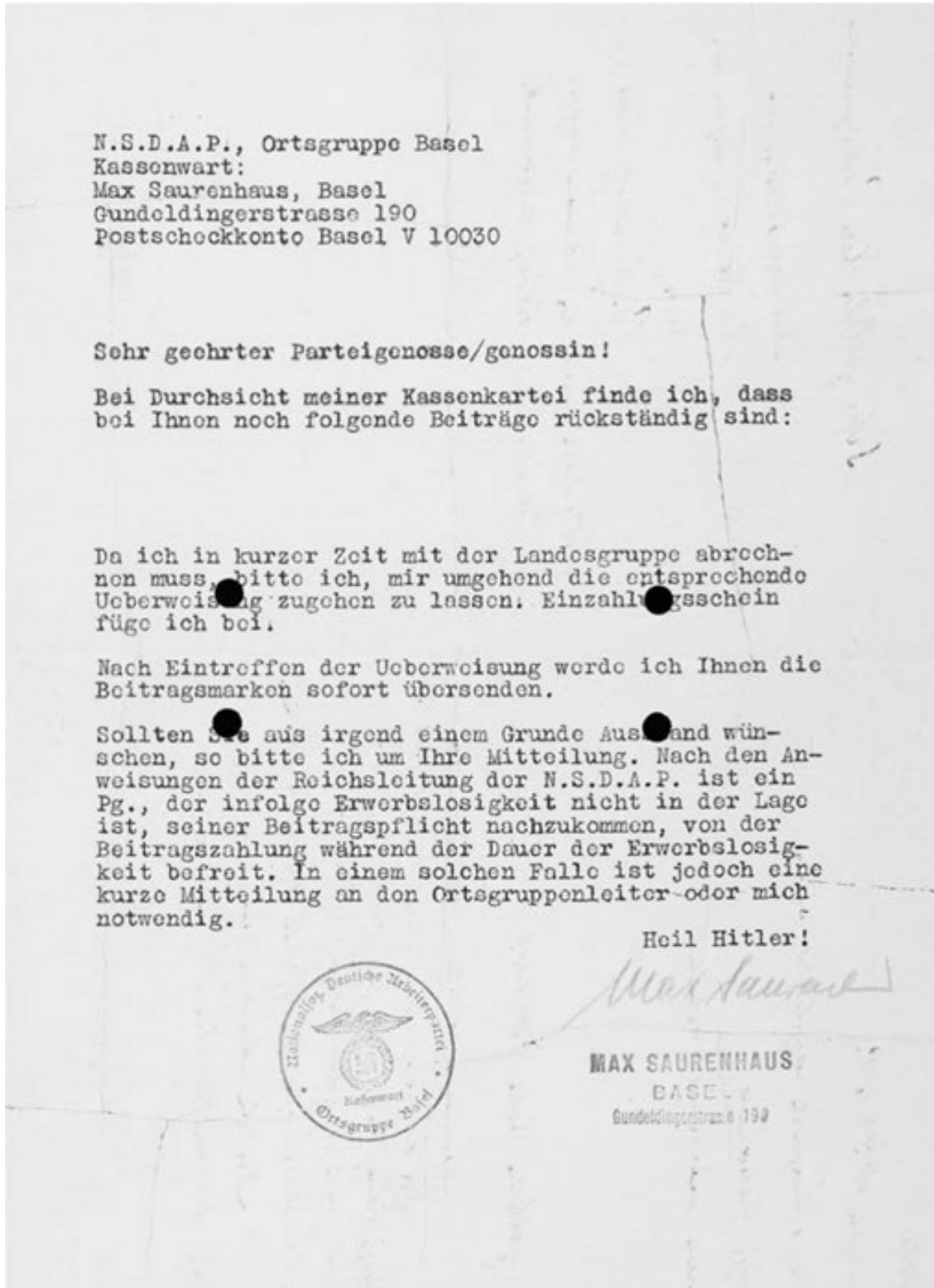
Auch das ungewiss Fliessende des Augenblicks deutet sich an. Die Unklarheiten, die durch die Konkurrenz zwischen Parteiinstitutionen und den staatlichen Instanzen für Verwirrung sorgen, etwa zwischen Auswärtigem Amt und dem Aussenpolitischen Amt der NSDAP. Nicht bei der staatlichen Instanz in Berlin, die in dieser Frage noch immer zuständig ist, macht Saurenhaus seine Demarche zugunsten Gustloffs Konsulat, sondern bei der entsprechenden Institution der NSDAP. Die hat noch keinen Zugang zu den Finanzen und muss ihn vertrösten (2). Und Gustloff verlangt ausdrücklich, dass Aktivitäten der NSDAP, wie die Erstellung schwarzer Listen, vor den amtlichen Vertretungen Deutschlands geheim zu halten sind (B2, B3). Auch Unsicherheiten bei den anzuschreibenden Adressaten und die noch vereinsmässig gestaltete Aussenhandelsorganisation zeigen, wie alles noch im Fluss ist (3, 9, 11, 15). Als Vorposten wännen sich die Parteigenossen ständig in Gefahr, zumal in Basel, wo sie nicht nur durch die Presse angeprangert werden, sondern in der Bevölkerung auf Widerstand stossen. Diese demonstriert laut vor dem Deutschen Reichsbahnhof, protestiert gegen das Hissen des Hakenkreuzes und stört Reden mit Zwischenrufen. Die eigene Situation erscheint als «heikel», ja «unhaltbar». Die Parteigenossen fühlen sich «auf einem Pulverfass» und versuchen, für die leitenden Funktionsträger Schutz zu finden in amtlichen Anstellungen, also unter den Fittichen des deutschen Staats, den man eigentlich als überholt ansieht (2, B2).

Und so spärlich sie sind, die Texte erzählen mir doch Geschichten. Geschichten, die bislang unbekannt waren. Als Reaktion auf den Boykott deutscher Produkte wird bereits 1933 an schwarzen Listen gearbeitet und auf eine Ablösung gegnerischer Geschäftsvertreter durch Arier hingewirkt. Auch die Zeitungen sind im Visier. Man will in Berlin wissen, welche deutschfeindlich sind. Innerhalb der eben gegründeten NSDAP Ortsgruppe Basel ist eine gewisse Rivalität spürbar. Der Ortsgruppenobmann scheint nicht gerade über einen diktatorischen Habitus verfügt zu haben. Ihr Kassenwart hatte bereits das Einziehen der Mitgliederbeiträge formalisiert und scheint einen guten Draht zum Landesgruppenleiter Gustloff gefunden zu haben. Auch die Einstellung gewisser Katholiken scheint durch.

Der nach Bern schreibende «Anonymus» war offensichtlich gut dokumentiert.

Aber was ist von diesen Papieren zu halten? Viele sind zu zahlreichen Schnipseln zerrissen und nachträglich wieder zusammengeklebt worden. Auf anderen finden sich Abschriften mit Bleistift in einer anderen, sehr disziplinierten, feinen und senkrechten Schrift. Die meisten Texte sind Entwürfe. Man muss sich daran erinnern, dass im Zeitalter der Schreibmaschine Korrekturen sehr umständlich waren. Heute lässt sich ein Text am Computer laufend korrigieren und nachher beliebig ausdrucken. Damals musste man, sollten mehrere Exemplare angefertigt werden, Kopien mit eingelegten Kohlen- und Durchschlagpapieren machen. Im Falle einer Korrektur mussten alle Durchschläge bearbeitet werden, und das Original nahm erst noch Schaden, denn man konnte nichts löschen. Besser neu beginnen! Daher schrieb man den Text zunächst von Hand und formulierte den Brief ganz aus, wobei

man Korrekturen einfach vornehmen konnte. Das fertige Elaborat ging dann zur Schreibkraft, und das Konzert der klappernden Schreibmaschine konnte beginnen. So verfuhr man aber auch, wenn man die Reinschrift nachher selbst tippte. War die Arbeit getan, konnte der Entwurf getrost im Papierkorb landen, meist zusammengeknüllt oder, wenn der Inhalt vertraulicher war, eben zerrissen. Normalerweise.



Das Formular des Kassenwarts Max Saurenhaus zur Anmahnung ausstehender Mitgliederbeiträge.

Hier aber sind die Fetzen sorgfältig wieder herausgefischt und fein säuberlich zusammengeklebt worden. Anderes wurde bloss abgeschrieben.

So ist es dazu gekommen, dass es ein Papierkorb ist, der all diese Geschichten erzählt hat. Sein Inhalt ist das Einzige, was von der NSDAP Ortsgruppe Basel noch erhalten geblieben ist.

Dieser Papierkorb stand im Kontor eines Fernhandelsgeschäfts, und zwar einer Familienfirma, der «M. Marchal AG». Um zu verstehen, warum und wie er zur Rolle eines Geschichtenerzählers gekommen ist, warum also die Papiere wieder aus ihm geborgen und schliesslich in zwei gelben Kuverts auf die ungewisse Reise der Dinge durch die Zeit geschickt wurden, braucht es neue Geschichten, andere Geschichten, eine Familien- und eine Firmengeschichte.

Geschichten schreiben

Ich muss also selbst zum Geschichtenerzähler werden. Aber wie mache ich das, wenn ich nur über einige wenige Dokumente verfüge? Ich breite auf dem Tisch aus, was ich habe. Es sind Schriftstücke, welche die ungewisse Reise der Dinge durch die Zeit auf irgendeine abenteuerliche Weise überstanden haben: in Schachteln, in denen aufbewahrt wurde, was die entschwundene Generation noch als «familiäre Erinnerungsstücke» zusammengestellt und der nachfolgenden übergeben hat; in Schubladen einer alten Kommode, in die Wachshefte, Dokumente, Fotos, alte Zeugnisse, Aufsatzhefte in deutscher Schrift, Blätter mit Algebra-Aufgaben, die ein fleissiger, Französisch sprechender Schüler einmal gelöst hat, hineingestopft worden sind. Kurz: ein schreckliches und zufälliges Durcheinander.

Ich suche also Brauchbares heraus und lege es zur Seite:

- ein schweizerisches Dienstbüchlein, das 1921 angelegt worden ist und die Daten der zahlreichen Aktivdienstleistungen ausweist;
- ein ganzes Bündel von notariell beglaubigten Kaufverträgen und Erbschaften, Verkäufen und Hypotheken aus alten Zeiten, alle auf Bassenge in Belgien bezogen und – ich schaue genauer hin – tatsächlich bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurückreichend;
- Urkunden der belgischen Könige Leopold I. und Albert I., die 1894 einen «Sieur» zum Konsul in Basel ernennen und später, 1918, seine «démission honorable» akzeptieren. Oh, da wurde der Konsul noch zum «chevalier de l'Ordre de Léopold» ernannt;
- der Menüvorschlag für ein Hochzeitsbankett im Basler Casino von 1912;
- eine Heiratsurkunde von 1888 aus Mülheim am Rhein, die auch das Alter und die Eltern der Frischvermählten angibt;
- ein aus dem Basler Volksblatt ausgeschnittener Nachruf von 1931;
- ein 1880 von der belgischen Armee erteilter «congé définitif», eine definitive Beurlaubung;
- ein Geburtsschein aus Basel, ausgestellt 1921, versehen mit einem kleinen Stempel des Zivilstandsamts mit dem Datum einer Einbürgerung;
- eine Urkunde, 1894 ausgestellt von der Ambassade de Belgique in Bern, die bestätigt, dass ein Ehepaar und seine drei Töchter sich als in der Schweiz residierende Belgier haben registrieren lassen;
- ein grosses Wachsheft aus den 1920er- und 1930er-Jahren, das tabellarische Aufzeichnungen über Geschäftsvorgänge mit diversen Seidenabfällen enthält;
- eine Todesanzeige von 1931;
- ein kleines Wachsheft mit kaum lesbaren Kriegsaufzeichnungen von 1914/15;
- ein autobiografischer Lebenslauf, bei der Trauerfeier vorzulesen;
- eine hübsche Broschüre mit dem Titel «Das kleine Buch der Nähseide»;
- einige Briefe.

Ja, und da finden sich noch drei weitere gelbe Kuverts mit maschinengeschriebenen Erinnerungsberichten über den «Quatorze Juillet 1913 in Belfort», über den «Kriegsausbruch 1914», über einen «Tag im Hitler-Deutschland 1938», alle datiert vom April 1986, Februar, Mai 1987.²⁴

Wahrlich, ein etwas disparates Puzzle! Aber ich kann mir fürs Nötigste im Basler Staatsarchiv helfen lassen. Ein Archiv ist eine schöne Sache: Für die Dinge auf der Reise durch die Zeit stellt es die Luxusklasse dar. Hier sind sie sicher. Hier ruhen sie, geordnet und sorgfältig verwahrt seit Jahrhunderten. Hier steht die Zeit still, und es ist gerade umgekehrt: Wer ins Archiv geht, kann sich selbst auf die spannendsten Zeitreisen begeben, Jahrzehnte, Jahrhunderte zurück. Alles ist registriert und auffindbar, und, wenn man nicht weiterweiss, sind da hilfreiche Geister. Für die Familiengeschichte stehen die Akten des «Civilstands» im Alten Hauptarchiv zur Verfügung. Hier lassen sich Eheschlüsse und Geburten über entsprechende Repertoires in den Ehe- und

Geburtenregistern finden. Es sind mächtige und schwere Folianten, aber man findet alles, punktgenau. Unglaublich, dieses Gedächtnis eines Staats.

Für die Firmengeschichte habe ich praktisch nichts auf meinem Tisch, das sich verwenden lässt, ein dickes Wachsheft, einen Brief mit Geschäftsanweisungen. Aber es gibt Abhilfe. Es gibt das Schweizerische Handelsregister. Ein erstaunlicher Zeuge geordneten Staatslebens. Bei der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1848 hatte man auch an die Wirtschaft gedacht. Und da die Schweizer nun mal fabelhaft ordnungsliebend sind, legten sie gesetzlich fest, dass sich jede Handelsfirma bei ihrer Gründung in das Schweizerische Handelsregister eintragen müsse. Ebenso, wenn Änderungen, sei es bei Statuten und Rechtsform oder beim Kapital, vorgenommen oder Vollmachten erteilt wurden. Kaum zu glauben: Seit Mitte des 19. Jahrhunderts werden Firmen, wo immer sie gegründet werden, was immer sie Rechtsrelevantes tun, in ein Register eingetragen. Das heisst auch, dass dieses Register riesig ist und man schon genau wissen muss, was man suchen will. Aber gemacht, im Staatsarchiv finden sich Hilfsmittel. Zunächst das Rationenbuch: ein nach Kantonen gegliedertes Nachschlagewerk, in dem Jahr für Jahr alle Handelsfirmen mit ihrem aktuellen Status alphabetisch verzeichnet werden, so lange, bis sie im Handelsregister gelöscht worden sind. Dort wird immer auch das Datum der letzten Änderungen angegeben. Hat man das Gesuchte gefunden, kann man unter dem entsprechenden Datum im Basler Kantonsblatt nachschlagen und hat schon mal das Wesentliche in der Hand. Wenn man es ganz genau wissen will: Das Kantonsblatt gibt immer auch das genaue Datum und die Seite an, wo das Rechtsgeschäft im Handelsregister eingetragen wurde. Auf diese Weise kann ich die Entwicklung der Firma grob verfolgen. Mehr brauche ich nicht. Aber nötigenfalls kenne ich den Weg.

Denn es ist etwas Merkwürdiges um meine Geschichten. Ich werde eine Familiengeschichte erzählen, aber ich bin kein Genealoge, will das gar nicht sein. Ich werde eine Firmengeschichte erzählen, aber ich bin kein Wirtschaftshistoriker, will es gar nicht sein.

Ich werde diese Geschichten nur so weit erzählen, als sie die Geschehnisse erklären und nachvollziehbar machen.

Ich weiss aus der Familientradition, wo sie hinführen werden, aber wie es sich genau zugetragen hat, muss ich mir ausdenken. Und natürlich: Ich habe Erinnerungen, mit denen das, was aus den Quellen nicht ersichtlich ist, zum Leben erweckt werden kann. Zum Beispiel die Geschichte mit dem kleinen Koffer und der Parteiuniform, auch wenn sie sich nicht genau so abgespielt haben mag, wie ich sie einbauen werde; über sie konnten wir in der Familie dann später oft lachen. Vom gemeinsamen Zusammenkleben der zerrissenen Briefe haben Vater und Mutter wiederholt erzählt. Vaters Arbeitsweise bei der Qualitätsprüfung der Seidenabfälle im Büro habe ich als kleiner Junge manchmal beobachten können und war fasziniert vom weissen Glanz der Seide, wenn er langsam einen Strang auseinanderzupfte. Die Kokons und ihre Geschichte – dargestellt in einem Schaukasten im Hausflur – haben mich oft träumen lassen. Wie die Ware mit Schnüren in grosse, merkwürdig riechende Ballen aus grobem Sacktuch eingnäht war, konnte ich damals bei Besuchen mit Vater im Zollfreilager sehen. Dass es am Ende sicherlich auch die Frage «Kunstseide oder nicht» war, die 1938 zur Trennung der Geschäftspartner führte, daran konnte sich mein älterer Bruder erinnern – und die Dokumente, die mir später aus Berlin zugesendet werden würden, sollten dies bestätigen. Von den Geldtransporten in die Gundeldingerstrasse haben mir Schwester und Bruder erzählt. Vaters «Das Rheinland ist nicht Deutschland», wenn man ihn wegen seiner nicht nur belgischen Abstammung hänselte, oder seine Freude am Kölner Karneval und Rosenmontag, den er am Fernsehen verfolgte, haben wir in der Familie oft erlebt. Den von ihm geliebten Spaziergang am Bachgraben, der in der Geschichte vorkommen wird, habe ich als kleiner Junge viele Male mitgemacht und mich dabei nie an den Ortsnamen «Blotzheim» erinnern können, obwohl er mich jedes Mal danach fragte.

Wo die Erinnerungen gar zu spärlich sind, kann ich überlegen, wie es gewesen sein könnte, ich kann meine historische Fantasie einsetzen, um diese möglichen Geschichten plausibel in die Zeitumstände einzubetten. Ich kann auch verschiedene Vermutungen anstellen und es dabei

bewenden lassen. Und wo ich gar nichts von den Handlungen wissen kann und nur die Ergebnisse dieser Handlungen kenne, lasse ich für einmal der einführenden Fantasie freien Lauf.

Wir werden sehen ...

Schicksal

Sie kamen aus Wallonien. Bassenge war ihre Heimat, ein Dörfchen nördlich von Liège und nahe der Maas in der damaligen belgischen Provinz Limburg gelegen. Im 19. Jahrhundert hiess das: Sie kamen aus einer Gegend, deren Spezialität das Flechten von und der Handel mit Strohhüten war.

In der Region um Liège gab und gibt es noch immer viele Familien Marchal, und eine davon stammte aus Bassenge. Irgendwann heiratete einer von ihnen, der 1816 geborene «fabricant de chapeaux de paille» Michel Marchal, die ebenfalls aus Bassenge stammende, im rheinpreussischen Köln wohnhafte Anna Maria Botty.²⁵ Die Verbindung wird wohl durch Geschäftsbeziehungen zustande gekommen sein, denn auch die Familien Botty fabrizierten und handelten im Rheintal von Aachen bis Köln und auch im Westfälischen mit Strohhüten.²⁶ Die Marchal-Bottys blieben zunächst in Bassenge. Dem Paar wurden vier Kinder geschenkt, drei Töchter, Catherine, Elisabeth und Odile, und 1860 ein Sohn, Mathieu. Mit vier Kindern mag ein Auskommen im ärmlichen Dorf schwer geworden sein. So zog die Familie in die reichere Heimat der Frau nach Köln oder vielleicht auch nach Mülheim, das Köln gegenüber am rechten Rheinufer lag. Dort war gut leben. In der lebenslustigen Stadt wird das Strohhutgeschäft floriert haben. Vielleicht wurde Michel hier auf die Seidenbänder aufmerksam, mit denen die Hüte für modebewusste Damen geschmückt wurden. Hatte er die Chancen einer direkten Zusammenarbeit mit der Seidenbandindustrie erkannt? Vor Ort konnte er die neuesten Bänder leichter und früher finden als die ferne Konkurrenz. Man musste nur rheinauf in die Stadt der Seidenbänder, nach Basel, reisen. Hier stand die Seidenbandindustrie in voller Blüte. Seidenbänder waren damals der Exportschlager.²⁷

So wird Michel, ein unternehmungslustiger Mann, mit der ganzen Familie und seinen Strohhüten wohl Mitte der 1860er-Jahre in die Stadt am Rheinknie gezogen sein. Seinen Sohn schickte er hier in die katholische Schule am Lindenberg und später an die vom gleichen Schulorden, den Marianisten, geführte höhere Internatsschule in Belfort.²⁸ Nach dem Schulabschluss, mit 17 Jahren, trat Mathieu die kaufmännische Lehre bei einem Kolonialwarengeschäft in Basel an.²⁹ Als er, zwanzig Jahre alt geworden, ins belgische Militär hätte eingezogen werden sollen, liess er sich von der Armee am 6. August 1880 das «congé définitif» erteilen.³⁰ Dann tat er sich mit Heinrich Fleck aus Fulda in der Provinz Hessen zusammen, der im Januar 1885 die Aktiven und Passiven der Firma «Pfaff-Müller, Agenturen, Handel in Rohseide und Seidenabfällen» in der Steinvorstadt 57 in Basel übernommen und die Firma «H. Fleck» gegründet hatte.³¹ Nach sechs Jahren wurde Mathieu zum Mitinhaber der Firma. Sie wurde 1891 in eine Kollektivgesellschaft, die Firma «Fleck & Marchal», umgewandelt. 1895 erwarb diese die Wallstrasse 11 als Firmensitz. Als Fleck sich altershalber zurückzog, wurde die Kollektivgesellschaft am 17. Oktober 1898 aus dem Handelsregister gelöscht. Mathieu übernahm die Aktiven und Passiven. Die Firma «M. Marchal, Agenturen, Handel in Rohseide und Seidenabfällen» war gegründet.³²

Wie mag dieser geschäftige Mathieu seine künftige Frau, eine Kölnerin, kennengelernt haben? Zog es die Marchals immer wieder zurück in ihre wallonisch-rheinländische, katholische Heimat? Etwa um den Kölner Karneval zu besuchen? Oder zu Weihnachtsfesten mit der Verwandtschaft daheim? Wir wissen es nicht. Doch an einem sonnigen Sommertag, am 6. August 1888, trafen sich zwei Familien im Standesamt von Mülheim am Rhein. Der «Kaufmann» Mathieu Marchal, geboren zu Bassenge, vermählte sich mit der «geschäftslosen» Anna Maria Bornheim aus Mülheim am Rhein. Beide waren damals 28 Jahre alt. Zugegen waren die Eltern, einerseits der «Strohhutfabrikant» Michel Marchal und dessen Frau, die «geschäftslose» Anna Maria geborene Botty, beide zu Basel wohnhaft, andererseits der «Rentner» Christian Bornheim und die «geschäftslose» Catharina, geborene Stahl,

beide aus Mülheim am Rhein. Das Paar wohnte fortan in Basel an der Leonhardstrasse 25, ab 1898 an der Wallstrasse 11.

1894 wurde «Sieur Marchal (M.)» vom belgischen König Leopold II. zum Konsul in Basel ernannt «avec juridiction sur les cantons de Bâle, de Schaffouse, d'Argovie et de Soleur».³³ Mathieu Marchal war nun eine geachtete Persönlichkeit, aber, der katholischen Diaspora angehörend, wird die belgische Familie kaum in das Basler Gesellschaftsleben integriert gewesen sein.

1901 wurde Paul geboren, der später die Firma weiterführen sollte. Bis dahin war es noch ein weiter Weg; aber Paul sollte zielbewusst auf diese Aufgabe vorbereitet werden. Man schickte ihn zur Ausbildung in den französischen Sprachraum nach Fribourg ins katholische Internat St-Michel. Mathieu wird sich trotzdem um den Fortbestand des Geschäfts gesorgt haben. Ein Lichtblick wird es für ihn gewesen sein, als seine älteste Tochter Katharina Anna Maria am 6. September 1912 den 28-jährigen Kaufmann Auguste Georg Ferdinand Wein heiratete, einen in Basel geborenen, an der Wallstrasse 18 wohnhaften Franzosen aus Paris. Die Eheankündigung erfolgte international, im 2ème Arrondissement von Paris und in Bassenge. Den beiden musste einerseits vom französischen Konsul in Basel, andererseits von der Gesandtschaft des Königreichs Belgien in Bern ein Ehefähigkeitszeugnis ausgestellt werden.³⁴ Der lebensfreudige Schwiegersohn sollte zu gegebener Zeit die Geschäftsführung übernehmen. Paul muss «Gusti», wie er in der Familie genannt wurde, bewundert haben. Am 14. Juli 1913 reiste Gusti mit dem zwölfjährigen Jungen nach Belfort, um dort das grosse Defilee auf dem Champs de Mars zu verfolgen, an dem auch Gustis Regiment teilnahm. Paul war begeistert.³⁵



Der Firmengründer und belgische Konsul Mathieu Marchal mit seiner Gattin Anna Maria.

Ein Jahr später befand sich der Junge wieder in der Nähe von Belfort, in Mélisey, und erlebte hautnah den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In der Nacht zogen unerwartet Truppen vorbei, und er und sein Vater, der geschäftlich bei der dortigen Seidenspinnerei weilte, mussten überstürzt nach Hause zurückreisen – auf Umwegen, denn die Grenze zum deutschen Elsass war bereits unpassierbar. In Basel herrschte wegen des Kriegsausbruchs grosse Aufregung, und der Junge war mittendrin. Belgien war von den deutschen Armeen überfallen worden. Viele Belgier verbrachten ihre Ferien in der Schweiz und wussten nun nicht mehr weiter. Paul sah, wie sein Vater, der Konsul Marchal,

zu allen Tages- und oft auch Nachtzeiten in der Grenzstadt von Hilfesuchenden bestürmt wurde. Er musste Rat geben, Ausweise ausstellen, oft finanziell weiterhelfen und für Unterkünfte und Nahrung für die Gestrandeten sorgen. Paul half, wo er konnte, und war stolz, wenn er mit dem Magaziner des Geschäfts Kriegsvorräte einkaufen und einen Leiterwagen voller Esswaren und Petroleumkanister nach Hause karren konnte.³⁶ Dann rückte Gusti nach Belfort zu seinem Regiment ein. Dies alles vermittelte dem 13-Jährigen das Gefühl, einen erschütternd grossen Augenblick der Geschichte zu erleben. Er kaufte sich ein wächsernes Oktavheft und schrieb auf die erste Seite in grosser Schrift den Titel: «Der Europäische Krieg vom 1. August 1914 –... Von Paul Marchal». Schon im März brauchte er ein weiteres Heft: «Heft 2. Inhalt vom 8. März 1915 – ». Mit kleiner Schrift in eng beschriebenen Zeilen notierte er Tag für Tag die Kampfhandlungen, wie er sie aus Zeitungen und wohl auch von seinem gut unterrichteten Vater erfahren hatte – und hielt das durch bis zum 16. Oktober 1915. Merkwürdiger Junge! Eigenbrötlerisch am Verlauf von Offensiven, Gegenoffensiven und Schlachten zu Land und zur See interessiert. Im November 1916 traf die Nachricht ein, dass Gusti bei der Monastir-Offensive der Alliierten gefallen war.

Schicksal.

Es war ein schwerer Schlag und hatte Folgen auch für Paul: Der Vater konnte nun nicht mehr eine längere Ausbildungszeit für ihn vorsehen. Paul musste sich so bald wie möglich ins Geschäft einarbeiten. Als das Ende des Kriegs absehbar wurde, suchte sich sein Vater zudem von seinen diplomatischen Pflichten zu entlasten, um sich ganz aufs Geschäft konzentrieren zu können. Am 10. September 1918 akzeptierte der belgische König Albert I. die «démission honorable» seines Konsuls.³⁷ Paul wurde am 18. Mai 1918 Bürger von Basel.³⁸ Er wollte nicht mehr abseitsstehen, sondern ebenfalls Militärdienst leisten, in der Kavallerie, für die Schweiz.

Diese Jugenderlebnisse prägten Paul fürs ganze Leben. Deutschland stand er immer misstrauisch, ja zeitweilig feindselig gegenüber. Noch in hohem Alter konnte er sein negatives Urteil im Grunde nicht revidieren. Zeitlebens stand er auf der Seite Frankreichs, Belgiens natürlich und der Alliierten. Allerdings nahm er immer das Rheinland aus. Die Familie hielt nämlich die Kontakte zu den Verwandten in Mülheim und Köln stets aufrecht. Für Paul blieben die Weihnachtstage in Mülheim und das «Kölle Alaaf!» unvergessliche Kindheitserinnerungen, und das Kölsch war das Idiom seiner Mutter.

Nach dem Krieg muss die alte Heimat wieder näher gerückt sein. Die Familie besass ja noch immer Besitzrechte in Bassenge, von denen sie sich erst 1937 trennen sollte.³⁹ Es wird wieder zu gegenseitigen Besuchen gekommen sein – und hierbei wird die zweitälteste Schwester ihren künftigen Ehemann kennengelernt haben. Am 31. Mai 1920 beurkundete das Standesamt Basel die Eheschliessung zwischen dem 31-jährigen «Kaufmann (Colonialwaren en gros)» Maximilian Joseph Saurenhaus, «preussischem Staatsangehörigen, geboren und wohnhaft in Mülheim, Stadt Köln am Rhein», und der 29-jährigen «berufslosen» Anna Christine Ernestine Marchal von Bassenge, wohnhaft an der Wallstrasse 11 in Basel. Im Alltag nannte man sie Max und Erna. Max' Vater, der «Kaufmann» Wilhelm Saurenhaus, war damals bereits verstorben. Die Mutter, Anna Catharina Alexandrine geborene Botty, lebte noch in Mülheim. Trauzeugen waren die Kaufleute Mathieu Marchal und Pascal Botty, der ebenfalls in Basel wohnte. Wieder, wie ganz am Anfang dieser Geschichte, erscheinen die beiden Kaufmannsfamilien Marchal und Botty. Zugleich zeigt sich, wie wenig integriert die Familie des belgischen Honorarkonsuls in der Basler Gesellschaft war, auch wenn sie noch so sehr am Leben der Stadt teilgenommen haben mochte. Trauzeugen waren keine Basler Freunde. Man bewegte sich unter seinesgleichen, im Milieu der in Basel niedergelassenen ausländischen Kaufleute. Und fast will es scheinen, als wäre diese Ehe zwischen Max und Erna arrangiert gewesen. Von nun an war Erna Saurenhaus-Marchal aus Bassenge deutsche Staatsangehörige.

Man mag schon etwas erstaunt darüber sein, dass nach all den schmerzhaften Erfahrungen des Kriegs ein Deutscher in den Familienkreis aufgenommen wurde. Aber die entfernte Verwandtschaft, das gemeinsam Rheinländische und das Berufsmilieu überwogen offensichtlich gegenüber den nationalen Ressentiments. An einem der ersten Junitage des Jahres 1920, nach der kirchlichen Trauung, wird man, wie 1912 bei der Hochzeit von Gusti und Maria,⁴⁰ gewiss ein grosses Hochzeitsfest im Basler Casino gefeiert haben. Das Essen war reichlich, man tanzte und lachte. Niemand konnte wissen, was die Zukunft bringen würde.

Schicksal.

Und wenn man die Anfänge im Grenzland zwischen Belgien, Holland und dem preussischen Rheinland und später den Einbezug von Paris mitbedenkt: europäisches Schicksal.

Seidenhandel

Für die nächsten Jahre habe ich keine Nachrichten und kann wiederum bloss Vermutungen anstellen. Geht man davon aus, dass es sich eher um eine arrangierte Vermählung handelte, so werden beide Seiten Vorteile gesehen haben. Für Mathieu Marchal, der nun doch schon sechzig Jahre alt war, wird mit dem kaufmännisch geschulten Schwiegersohn die Sicherung des Fortbestands seiner Firma im Vordergrund gestanden haben, bis sein eigener Sohn bereit sein würde, die Geschäftsleitung anzutreten. Für Saurenhaus war die Einheirat in ein florierendes Geschäft wohl attraktiv. Nimmt man das an, so werden Paul und Max zu Beginn der 1920er-Jahre in der Firma «M. Marchal, Agenturen, Handel mit Rohseide und Seidenabfällen» mitgearbeitet haben. Sie werden in den 1930er-Jahren die Akteure jenes Schattenduells sein, in dem der Papierkorb eine zentrale Rolle spielen wird. Aber wie ist es zu dieser Auseinandersetzung gekommen? Welche Bedeutung hatte sie für die beiden?

Um diese Fragen zu beantworten, muss ich mehr von der Firma, von der Arbeitsweise beim Seidenabfallhandel und von den Akteuren erzählen.

Paul, der wohl gerne eine militärische Karriere bei der Kavallerie angetreten hätte, sah sich durch einen Unfall 1923 während des Abverdienens als Unteroffizier aus seinem Traum herausgerissen. Nun arbeitete er sich gewissenhaft in die Materie des väterlichen Geschäfts ein. Er muss damals für Besuche der Handelspartner in Europa weit herumgekommen sein. Die einzelnen Destinationen sind jedoch nicht mehr zu ermitteln. Mélisey in den Vogesen, mit seiner Seidenspinnerei, gehörte jedenfalls wieder dazu. Dorthin machte sich der Kavallerist hoch zu Pferd von Basel aus auf, in einem unvergesslichen Tagesritt, der von fünf Uhr früh bis um Mitternacht dauerte.⁴¹ Die Sorgfalt, die beim Umgang mit den unterschiedlichen Seidenabfallformen nötig war, lag ihm. Er erwies sich bei der Qualitätsbeurteilung der angebotenen Waren als talentiert und entwickelte ein Flair für die wechselnden Geschäftslagen. Worum handelte es sich genau bei den sogenannten Seidenabfällen?

Am Anfang steht eine bedauernswerte Künstlerin: die bis zu neun Zentimeter lange, bleiche Raupe des Maulbeerfalters. Wenn sie sich an Maulbeerblättern vollgefressen hat, wickelt sie sich in drei Tagen kunstvoll in einen Kokon ein, wobei sie einen feinen Faden von drei Kilometern Länge erzeugt. Ist die Spinndrüse leer, verwandelt sie sich in eine kleine Puppe und besiegelt ihr Schicksal. Die meisten Puppen werden mit heisser Luft abgetötet, damit das Kunstwerk intakt bleibt. Einen kleinen Teil lässt man überleben. Die Schmetterlinge werden ausschlüpfen und dabei leider ihren Kokon beschädigen. Sie werden sich paaren und ihre Eier massenweise und sorgsam an Maulbeerblättern fixieren. Aus hundert Gramm Eiern schlüpfen dann ungefähr 140 000 Raupen. Sie fressen sich einen Monat lang durch vier Tonnen frische Maulbeerblätter, bis zu ihrer Verpuppung. Darüber hinaus sind sie äusserst empfindlich gegenüber klimatischen Einflüssen. Temperaturwechsel und Veränderungen der Luftfeuchtigkeit können verheerende Wirkungen haben. Geht alles gut, dann lassen sich mit den Kunstwerken dieser 140 000 Raupen ungefähr 150 Kilogramm Seide gewinnen. Gehandelt wird aber in Tonnen. Kurz gesagt: Die Kokons sind ein schwer zu gewinnendes, äusserst wertvolles Gut. Sie waren das Gold Asiens.

Deshalb wird alles vom Kokon verwertet. Schon das wirre Seidennetz, mit dem die Raupe den Kokon an die Zweige heftet und das nach dem Abnehmen des Kokons mit Blatt- und Zweigstücken durchsetzt zurückbleibt, wird als Flockseide gehandelt. Hat man den Kokon abgelöst, wird er mit Bürsten von den äusseren groben Windungen befreit, bis nur noch der abhaspelbare Teil des Kokons da ist. Auch dieser Abfall wird in wirren Knäueln oder Bündeln als sogenannte Frisons gehandelt und zu Schappeseide verarbeitet. Der verbleibende Kokon wird in einer Seifenlösung gekocht, zur Entfernung des Seidenleims. Nun kann der Raupenfaden aus dem Kokon abgehaspelt werden. Dabei werden mehrere der ausserordentlich feinen Fäden, der sogenannten Baves, zu einem durch das natürliche Sericin zusammengehaltenen Grègefaden zusammengeführt. Aus den drei

Kilometer langen Baves werden so Fäden von jeweils 300 Metern Länge gewonnen, die homogen und regelmässig sein müssen. Das ist das Wertvollste des Kokons: die Grège- oder Hauptseide, die Peigné, die in wunderbar gelblich oder weiss glänzenden, zusammengeknöteten Strängen gehandelt werden. Schliesslich wird die Innenschicht des Kokons, welche die Puppe umschlossen hat, in warmem Wasser eingeweicht, von der Puppe gelöst, getrocknet und als Pelettes verkauft. Auch die Kokons selbst können geliefert werden, wobei auf ihr Gewicht, 1,5 bis 2,5 Gramm, je schwerer desto besser, geachtet wird. Zerrissene, schadhafte oder stark befleckte und schmutzige Kokons, die nicht abgehaspelt werden können, oder Bassiné, das sind Kokons, deren Abhaspeln abgebrochen werden musste, sind von geringerem Wert und werden, so wie sie sind, verkauft. Schliesslich werden auch alle Abfälle aus der Spulerei, wie verknotete und unregelmässige Fäden und Fadengewirre, als Bourre gehandelt. In der Praxis allerdings wird Bourre mit Flockseide, Frisons, Pelettes und schadhafte Kokons vermengt. Man spricht dann einfach von Déchèts. Alle diese Abfälle werden in den Schappespinnereien wieder gekocht und gekämmt und zur viel verwendeten Schappeseide gesponnen. Damit ist die Ausbeute noch immer nicht zu Ende: Aus den Rückständen des Kämmens für die Schappeseide wird die minderwertige Bouretteseide gewonnen, die nur noch zu einem Vliesstoff kardierte werden kann. Und schliesslich werden die Rückstände des Kardierens als Blousse wieder in Umlauf gebracht.⁴²

All dies und noch mehr musste Paul kennen und Erfahrungen sammeln, um die Qualität der angebotenen Ware korrekt beurteilen zu können. Die Qualitätsprüfung war ein wichtiger Teil der Arbeit im Kontor einer Seidenfernhandelsfirma. Es war eine stille und pingelige Arbeit. Waren die Kokons zu leicht, zu stark beschädigt, der Anteil schwarzer oder verschmutzter Kokons zu gross, oder waren Flockseide und Frisons zu sehr mit Fremdkörpern durchsetzt, verlor die Ware an Wert. Ebenso war die Mischung der Bourre zu prüfen, sie konnte akzeptabel oder zu minderwertig sein. Ein Strang der angebotenen Peigné musste aufgelöst werden, um zu prüfen, ob die Länge der Faser korrekt, ob die Zugbelastbarkeit normgerecht war. Sicherheit gewann man hier nur durch Erfahrung, denn die Beurteilung, ob die Qualität dem Preisangebot entsprach, und der Vergleich mit der Ware eines anderen Anbieters waren eine Ermessensfrage. Aber Paul liebte die Arbeit mit diesem Material, den seidenglänzenden Peigné und den Déchèts, die voller Überraschungen sein konnten.



Der Ort des Geschehens, die Wallstrasse in Basel um 1920: Vom Eckhaus Nummer 11 hinten auf der rechten Strassenseite ist nur der Schatten vor der Kapelle der Methodisten zu sehen.

So füllte sich im Kontor immer wieder ein Tisch mit kleinen Päckchen mit der Aufschrift «Muster ohne Wert», die ein Muster der angebotenen Ware enthielten, etwa einen Strang Peignés, zwanzig Kokons und so fort. Sie kamen von Anbietern aus aller Welt und wurden eine Zeit lang als Vergleichsmaterial aufbewahrt oder gegebenenfalls an die Kundenspinnereien weiterversandt. Dies war übrigens das Einzige, was der Kaufmann von seiner Ware sah. Die eigentliche Sendung, grosse, manchmal stickig riechende Ballen aus dicker Jute, in welche die Seidenabfälle eingenäht waren, lagerten jeweils im Zollfreilager am Wolfsbahnhof.

Die Firma M. Marchal betrieb also Zwischenhandel von Rohseide und Seidenabfällen zwischen Anbietern vor allem in China, Japan, Indien und vereinzelt Italien und den Kundenspinnereien in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich, auch in Grossbritannien und Belgien. Die Qualitätsfrage war aber längst nicht der einzige Faktor, den es zu berücksichtigen galt.

Deshalb wohl führte Paul über Jahre hinweg Buch – ähnlich wie er früher die Kriegshandlungen aufgezeichnet hatte: Er notierte in einem Wachsheft Tag für Tag oder in grösseren Intervallen in kleiner, sorgfältiger Schrift alle Verkaufsangebote japanischer oder chinesischer Anbieter an ihn und die Konkurrenz in Europa und deren Reaktion. Das dicke Wachsheft war wohl die Grundlage für seine Entscheidungen. Geordnet nach Kategorien wie «Offres en Blousses», «Offres en Bourettes», «Peignés Japon», «Déchèts Canton» oder «Déchèts de Shanghai» notierte er den Anbieter, die Qualität und die Quantität des Angebots, den jeweils möglichen Einschiffungstermin, den Preis und vermerkte die Abschlüsse, sofern er Kenntnis davon hatte. Auf diese Weise konnte er Trends wie sich abzeichnende Überangebote oder Lieferlücken in einer Kategorie ausmachen und durch die Vergleichsmöglichkeit die Kaufangebote sicherer beurteilen. Ausserdem war er so in der Lage, aufgrund seiner Kenntnisse der Schiffsbewegungen Angebote mit der Garantie einer raschen Verschiffung attraktiver zu gestalten.

Die Kunden meldeten den Zwischenhändlern etwa, wenn ihr Bouretteslager zur Neige ging, wie viele Tonnen Bourettes sie kaufen wollten, und boten den Preis, den sie zu zahlen bereit waren. Diese

Angebote waren zeitlich meist limitiert, um das Risiko negativer Kursschwankungen zu minimieren. Die konkurrierenden Zwischenhändler verhandelten also in einem gewissen Zeitraum mit beiden Seiten die Preise möglichst so aus, dass sie besser waren als die der Konkurrenz und dennoch einen gewissen Gewinn für sie abwarfen. So liess sich beispielsweise, wenn die Nachfrage dringend war, ein günstigeres Angebot der Konkurrenz mit der Garantie einer früheren Verschiffung und Lieferung ausmanövrieren. Und hier kamen nun die fleissig erworbenen Kenntnisse und der Instinkt Pauls zum Tragen. Das Geschäft lief gut, auch wenn es bisweilen einen Ausreisser wegen überraschender Kursschwankungen geben konnte. Was Paul damals mit Fleiss und Ausdauer erarbeitete, ist heute im Internet rasch auffindbar. Und den Schiffsverkehr kann heute jedermann beinahe in Echtzeit verfolgen. Damals war das aber schon eine besondere Leistung.

Welche Aufgaben Max Saurenhaus in der Firma übernahm, lässt sich nur vermuten. Am ehesten wird er die Pflege der deutschen Kundschaft übernommen haben. Die pingelige Arbeit mit den vielfältigen Seidenabfällen mag ihm weniger gelegen haben. Aber er hielt die Nase in den Wind. Der wehte von Norden her und raunte: «Kunstseide.» Dieser neuen Form von Glanzstoff wird er vielleicht schon bei seiner Geschäftstätigkeit in Köln-Mülheim begegnet sein. In Würzburg war Ende des 19. Jahrhunderts die Pauly-Seide entwickelt worden. In Jülich wurde nochmals eine andere «Kunstseide» produziert, die Acetatseide. Bei Aachen fabrizierten bereits die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken Filamentgarne industriell. Sie hatten die Vistrafasern erfunden, die aus Flachs gewonnen wurden. In Premnitz stellte die Köln-Rottweil AG 1919 gerade von der Pulverfabrikation auf Vistrafasern um und begann 1920, diese Faser industriell zu produzieren. Vistra war «das weisse Gold Deutschlands».⁴³ Das alles war für Max so viel einfacher und sauberer als die vielfältigen und schmutzigen Abfälle aus dem fernen Osten. Vielleicht hatte er auch schon erfahren, dass sich die für nicht färbbar gehaltene Acetatseide neuerdings auch beliebig färben liess, dank Bernhard Clavel und seiner Erfindung eines Färbeverfahrens 1920 in Basel. Zudem wurde die Acetatseide ab 1921 vielerorts und nicht mehr nur in Deutschland massenweise produziert.⁴⁴ Sie war im Kommen. Das war ein völlig neues Gebiet, und Saurenhaus wandte sich diesem zu. Vor allem wird ihn auch dazu bewogen haben, dass er die Handelsbeziehungen auf Deutschland konzentrieren konnte. Das scheint zu Spannungen über die Ausrichtung der Firma geführt zu haben.

Ein noch erhaltener Brief von Mathieu Marchal aus Lugano vom 23. Oktober 1926 an seinen Sohn gibt einen Einblick: Der Vater besuchte damals die Partnerspinnerei Torricelli in Merone und konnte gleich eine grosse Menge Seidenabfälle aus Canton verkaufen. Paul habe jetzt, so schrieb er weiter, genug für die Peignés gearbeitet. Der Preis liesse sich kaum weiter senken, denn die Schappe verkaufe sich, besonders in Lyon, «assez facilement», und für Cordonnet, feines Garn, würden sich Bedürfnisse abzeichnen. Warten wir zu, riet er seinem Sohn. «Im November werden wir sehen, was man unternehmen kann, je nach Markt.» Torricelli habe eben einen Kauf von 16 000 Kilogramm mit der Konkurrenz abgeschlossen, «ce que je n'aurais pas fait». Dieser Brief zeigt den Kaufmann, der abwägt, auf bessere Gelegenheit wartet und aufgrund seiner Erfahrung klar beurteilen kann, ob Torricellis Kauf richtig war. Aus dem Brief lässt sich auch ersehen, dass Max Saurenhaus die deutsche Kundschaft bearbeitete; genannt werden die Kunden Dietsch und Steffen. «Max m'a dit», dass deren ausstehende Rechnungen nun endlich bezahlt würden.

Aber es zeigte sich auch, dass Spannungen bestanden. Paul hatte irgendwelche Besorgnisse über Saurenhaus' Verhalten geäussert. Der Vater antwortete ihm nun: «J'ai pris note de ce que tu me dis à propos de M ... Il faut le laisser faire, il finira bien par se persuader, qu'il n'est pas sur le bon chemin. Comme principe nous devons conserver la devise: «L'union fait la force».» Was war wohl gemeint mit diesem offenbar falschen Weg, auf dem sich Max befand? Handelte es sich um eine von Saurenhaus angestrebte Diversifizierung auf die deutsche Kunstseide hin? Oder ging es um Politisches? Der Vater stand den Vorgängen ebenfalls kritisch gegenüber, war aber davon überzeugt,

dass Saurenhaus auf den guten Weg zurückfinden werde. Am 14. März 1928 erteilte er jedenfalls beiden die Einzelprokura.⁴⁵

In der Zwischenzeit hatte Paul 1927 geheiratet, und zwar entgegen der Tradition der Familie. Die allein von ihm Auserwählte gehörte zur Basler Gesellschaft und war Protestantin. Die Tochter des Fotografen Jacques Weiss-Meister hätte ihm Wege in andere Gesellschaftskreise eröffnen können. Doch da zu jener Zeit Mischehen zwischen den Konfessionen unmöglich waren, musste Erica Weiss zum Katholizismus konvertieren. Sie folgte ihrer Liebe und zog ins «innere Exil» der katholischen Diaspora. Am Hochzeitstag war auch die ganze Verwandtschaft Meister aus dem Emmental zugegen. Selbst ein Berner Grossrat war gekommen. Aber diese Familienbeziehungen wurden späterhin vor allem aus konfessionellen Gründen kaum mehr gepflegt. Paul blieb gesellschaftlich ein Aussenseiter, und als es darauf ankam, war er allein.



Eine neue Generation: Erica und Paul 1927 im Oberengadin.

Mathieu Marchal war nun alt geworden und müde, und so ging er daran, die Firma für die Zukunft neu zu ordnen. Am 20. Mai 1931 vermeldet das Kantonsblatt Basel-Stadt, dass die Firma «M. Marchal, Agenturen, Handel mit Rohseide und Seidenabfällen» infolge Verzichts des Inhabers erloschen sei. Aktiven und Passiven würden an die Firma «M. Marchal, Aktiengesellschaft» in Basel übergehen. Unter der Firma M. Marchal Aktiengesellschaft (M. Marchal, Société anonyme) habe sich aufgrund der Statuten vom 19. Mai 1931 eine Aktiengesellschaft auf unbestimmte

Dauer gebildet, zur Weiterführung des unter der Firma M. Marchal betriebenen «Handels und der Kommission in Seidenabfällen, Rohstoffen und Fabrikaten der Textilbranche, insbesondere der Schappe-Rohseiden- und Kunstseidenindustrie». Es folgen finanzielle Angaben über die Abfindung des vorherigen Inhabers und das verbleibende Aktienkapital von 250 000 Franken, eingeteilt in 250 Namenaktien von 1000 Franken. Der Verwaltungsrat bestehe aus einem bis drei Mitgliedern. «Einziges Mitglied ist Paul Marchal, Kaufmann, von und in Basel. Zu Direktoren sind ernannt worden Mathieu Marchal, Kaufmann, belgischer Staatsangehöriger, und Max Saurenhaus, Kaufmann, deutscher Staatsangehöriger, beide in Basel. Alle führen Einzelunterschrift.» Das Geschäftslokal bleibe weiterhin an der Wallstrasse 11.⁴⁶

Das Arbeitsfeld der Firma war also ausgeweitet worden, auch auf Erzeugnisse der Kunstseidenindustrie. Das wurde mit dem «insbesondere» sogar betont. Und Direktor war nun Max Saurenhaus, der elf Jahre älter war als Paul Marchal. Als Verwaltungsrat hatte Paul wohl eine Mitverantwortung und ein entscheidendes Wort mitzureden, aber die Geschäftsführung der Firma lag nicht bei ihm. Auch wenn dies bloss die vorgegebene rechtliche Form war und in der Praxis wohl anders gehandhabt worden sein dürfte, erstaunlich ist es schon. Hatte Max Druck aufgesetzt? Hatte Mathieu Marchal die Neuausrichtung, für die Max stand, akzeptiert? Hatte er an eine Übergangslösung ge dacht, bis er selbst als Direktor ausscheiden würde? Vertraute er doch dem entfernt verwandten Rheinländer und Schwiegersohn? Oder blieb Paul für ihn einfach noch immer der Jüngste, der «Kleine»?

Als Kodirektor gedachte Mathieu Marchal wohl, noch eine Zeit lang mit dem Gewicht seiner Erfahrung in die gewünschte Richtung wirken zu können. Er erkrankte und starb nicht ganz zwei Monate später, am 5. Juli 1931.

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «ЛитРес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на ЛитРес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.